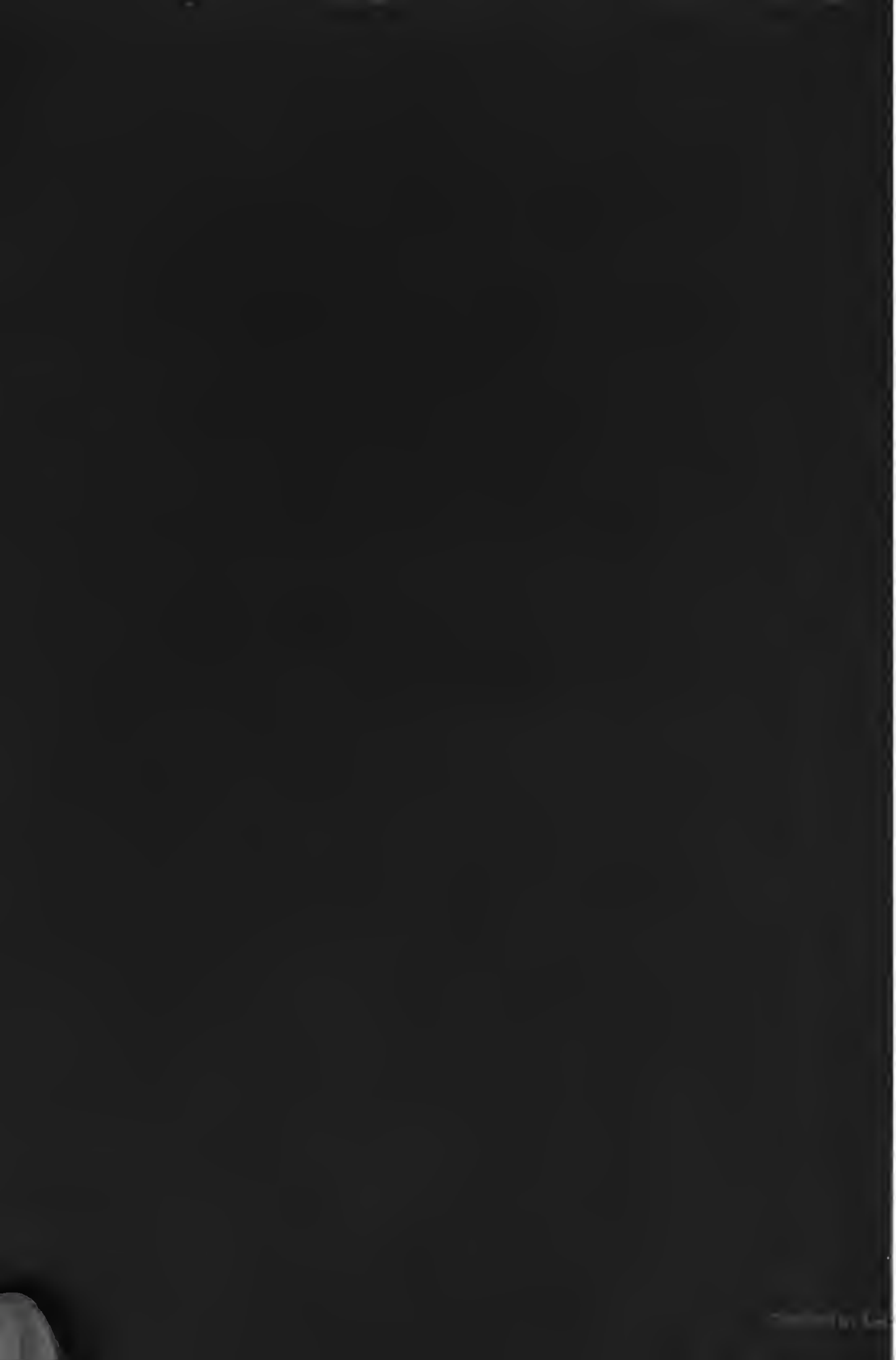
Ulrich Rauscher

Belgien heute und morgen

Library
of the
University of Wisconsin



Belgien

heute

und

morgen

von

Ulrich Rauſcher

Verlag von S. Hirzel in Leipzig
1915.

Digitized by Google

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1915

Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten.

Zur Veröffentlichung zugelaſſen vom Stellvertretenden Generalſtab
Abteilung III B.

Digitized by Google

280924
JUL 19 1924
F4656
.R19

Es hat mir jederzeit ferngelegen, dem Leſer Weisheit predigen oder ihm tiefſte Anſchauungen und Aufſchlüſſe geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweiſe Richtigkeit alles deſſen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, iſt von Anfang an niemand einleuchtender geweſen als mir ſelbſt, und dem eigentlichſten Zweck dieſer Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir ſelber Bedürfnis gewordenen Bekenntniſſes zur Seite geſtanden, aus dem — teils im Zuſammenklang, teils im Widerſtreit mit andern Meinungen — ſich eine Wahrheit entwickeln möchte.

Fontane „Sommer in London" 1854.

Digitized by Google

Der Generalgouverneur.

Am 26. August 1914, während der letzten Beschießung der Forts von Namur, wurde die deutsche Verwaltung von Belgien eingesetzt. Ein Generalgouverneur, begleitet vom Chef seiner Zivilverwaltung, fuhr mit einem spärlichen Stab am Palais de la Nation in Brüssel vor und ließ die Reichsfahne hissen. Nicht viel anders, als man von einer Südsee-Insel Besitz ergreift: wären Sieger und Besiegte durch die Hautfarbe unterschieden gewesen, sie hätten nicht reinlicher jede Vermischung meiden können. Eine Handvoll Deutscher, weniger durch die paar Kanonen an der Kongreß-Säule als durch die einfache Tatsache ihrer Anwesenheit in der Macht und rings um sie eine Millionenstadt voll schadenfrohen Hasses, der unterirdische Telephonleitungen aus Antwerpen baldige Erlösung und Rache verkündigten.

Ich habe mir von vielen Herren des Gouvernements von diesen ersten Wochen erzählen lassen. Die Verwaltung war wohl eingerichtet, aber es war eigentlich niemand da, der sich verwalten ließ. Man konnte mit Behörden Fühlung nehmen, Kontributionen ausschreiben, Anschläge machen, Verordnungen herausbringen, Ziel und Zweck jeder Verwaltung fehlte durchaus: der Privatmann. Niemand kam auf die Amtsstuben der Eroberer, niemand nahm von der, sicherlich äußerst kurzen, Episode Notiz, es sei denn der Straßenpöbel, der jeden

einzelnen Beamten oder Offizier mit einer flüsternden Atmosphäre von Spott und kaum unterdrückter Gewalttat umgab. Dazu warf der Kampf um die Riesenfestung Antwerpen seine Vorstöße bis wenige Kilometer vor Brüssel. In Mecheln wurde gekämpft, in Vilvorde, knapp vor Schaerbeek; in Löwen raste am Tag nach dem Einzug des Gouverneurs der Aufruhr – und alles wurde den Brüsselern blitzschnell bekannt, wie auch heute noch manches; der Tag, an dem die boches schmählich davon gejagt würden, mußte morgen oder übermorgen sein; die Brüsseler lächelten die Deutschen höhnisch an, die sehr oft das noch nicht wußten, was man sich auf den Boulevards zuraunte. Die Herren von Gouvernement und Zivilverwaltung konnten nichts tun, als warten; warten, bis Antwerpen gefallen und damit der Aufruhrsherd verschüttet sein würde. Inzwischen saß man Tag und Nacht alarmbereit, manchmal ohne jede Bedeckung, wenn die Besatzung an den Ausläufern der Antwerpener Schlachten sich beteiligte; saß in einer Stadt, deren hunderttausend feindliche Fahnen unaufhörlich tuschelten, Ausschau hielten, sich reckten, umherspähten.

Da beschloß die Verwaltung, sich in die Provinz zu begeben. Nach Lüttich und Namur, wo die Bevölkerung besser als in Brüssel wußte, wie sehr die Deutschen gesiegt hatten. Dann kamen die zwei Tage, an denen die Stadt Antwerpen bombardiert wurde, kam der ruhmlose Abzug der Engländer aus der geopferten Stadt, die Nacht, wo der Magistrat sein Schicksal selbst in die Hand nahm und mit dem deutschen Oberbefehlshaber Beseler die Kapitulation beriet, während die Petroleumtanks ihre Flammenschauer über die Kathedrale jagten. Am andern Tag stand ganz Belgien unter deutscher Verwaltung, bis auf den kleinen Zipfel, um den heute noch der Kampf geht.

Was hier zuſammengefaßt wurde, ereignete ſich vor knappen ſechs Monaten. Heute iſt die deutſche Verwaltung, die Regierung des Generalgouverneurs, kein Begriff mehr, ſondern eine unumſtößliche, fruchtbringende Tatſache. Der Geſchäftsgang hat ſich wie Garn auf tauſend Spulen gerollt und der Webſtuhl fördert Tuch um Tuch, für Dauer und Notwendigkeit berechnet, zutage. Die Bureaus haben ſich verdreifacht, ſie werden nicht leer von Belgiern, ein einheimiſcher Beamtenſtab, wie ihn die Okkupation vorgefunden hat, fördert die Entſchließungen und Befehle nach unten und in die Breite, durch alle Erſcheinungen des öffentlichen Lebens ziehen ſich die Einwirkungen des Generalgouverneurs, wie die Eiſendrähte durch den Betonmörtel, feſtigend und nicht herauszureißen. Was Mitarbeit und Zuſtimmung zu dieſer Tätigkeit deutſcher Organiſation ſo leicht macht und freudig zum Ausdruck kommen läßt, iſt: hier ſind, entſprechend der Richtlinien des Herrn von Biſſing, Männer an der Arbeit, die mit heißem Bemühen die Syntheſe zwiſchen dem deutſchen und dem belgiſchen Intereſſe ſuchen; was dadurch nicht erleichtert wird, daß deutſches Intereſſe heut in Belgien überwiegend militäriſches heißt.

Die Grundſätze, die der erſte Generalgouverneur für die Verwaltung Belgiens aufgeſtellt hat und die mit dem 1. November in Kraft traten, ſagen an ſich gar nichts. Sie ſtellen, was ja das Signum jeder Okkupation iſt, ein Kompromiß dar zwiſchen bürgerlichen Bedürfniſſen und militäriſchen Vorſchriften. Die Menſchen ſind's, die den Ausſchlag geben — eine Binſenwahrheit, die entſcheidende Erkenntnis wird in einem Zuſtand, der dem einzelnen ein Maß von Macht zuteilt, das in regelmäßigen Zeiten unmöglich wäre. Mir war in Belgien nichts ſo intereſſant wie die Menſchen. Unter all

den kunterbunt gemiſchten Leuten, die man heute in Brüſſel trifft, Beamten, Kaufleuten, Schriftſtellern, Journaliſten, Inhabern irgendeiner „Miſſion", herrſcht der glühende Wunſch, möglichſt nah an den Krieg, die Front, die Zerſtörung heranzukommen. Aber die allerwenigſten fühlen ſich als das, was heute nottut, wenn man in Deutſchland eine Grundlage zur Beurteilung des Belgiens von heute bekommen will: als Friedensberichterſtatter, den auch eine zerſtörte Stadt nur um der Möglichkeit des Aufbaus wegen intereſſiert. Das aber iſt die Tendenz des Generalgouverneurs und ſeiner Mitarbeiter, da aufzubauen, wo der Krieg, die Kopfloſigkeit der belgiſchen Regierung oder das Verbrechen vernichtet haben. Herr von Biſſing hat nicht umſonſt geſagt, wenn er einmal Brüſſel verlaſſe, wünſche er ein wohlregiertes Land zu hinterlaſſen.

Generaloberſt von Biſſing! Sein Salon im Palais de la Nation iſt, wie alle äräriſchen Prunkräume Brüſſels, von einer erſchreckenden Vergoldung. So, wie man ſich in Neutomiſchl franzöſiſche Königsſtile vorſtellt. Der Mann, der Belgien regiert, iſt eine andere Klaſſe. Straff, ſchlank, mit ſtarkem Schnurrbart, das braune Haar zurückgebürſtet, mit großen, lebensvollen Augen, in denen alle ideenfreudige Tatkraft dieſes angeſpannten Soldatengeſichts ſich konzentriert. Die Bewegungen ſind verbindlich, lebhaft, beſtimmt, ſo abwechſelnd und ausdrucksfähig, wie eben bei einem Mann, der der verſchiedenſten und raſcheſt gefaßten Entſcheidungen Meiſter iſt. Er nimmt das Gute, Vorſchlag, Anregung, Idee, wo er's findet. Er kennt keinen Inſtanzenzug für Einfälle, die ſeinem Ziel dienen können. Jeder ſeiner faſt zu zahlreichen täglichen Beſucher iſt für ihn ein Fenſter, das Ausblick über ſein Land gewährt, oder ein Hebel, der ſeine Arbeit vorwärtsbringen muß. Er hat ſich, neben Beamteten und Betitelten, eine Schar frei-

williger Mitarbeiter geſchaffen, die weiter und unauffälliger in Wirtſchafts- und Volksleben hineinreichen, als es offiziellen Menſchen möglich iſt. Eine Verbeſſerung des Verkehrs intereſſiert ihn ebenſo, wie die diplomatiſche Feinarbeit, die mit den Geſandtſchaften in Brüſſel geleitet werden muß. Man kann auf ſein Verſtändnis und ſein Zugreifen rechnen, ob es ſich um die Kohlenverſorgung, die Vorbereitungen zum Gemüſebau, die Intereſſen der Preſſe oder die letzten politiſchen Folgerungen der Gegenwart handelt. Seine Maßnahmen haben nichts Proviſoriſches und darum nichts Halbes. Er hat nur einen Gedanken: Belgien — wie er ihn ſich geſtaltet hat, hab' ich nicht das Recht zu ſagen — und die Belgier ſehen Tag für Tag, wie es hier ein deutſcher General fertig bekommt, deutſche und belgiſche Lebensintereſſen zu verſöhnen und gegenſeitig zu fördern. Wer ihn bei der Arbeit geſehen hat, der weiß, daß hier endlich einmal der rechte Mann am rechten Platz iſt und wer ſeine Mitarbeiter hört, dem bleibt die Überzeugung: dieſer Siebzigjährige iſt von einer Energie und einem Ideenreichtum, mit denen allein eine außergewöhnliche Aufgabe außergewöhnlich gelöſt werden kann.

Herr von Biſſing iſt der Mann, auf den es ankommt. Selten hat ein Menſch ſoviel Zukunft in Händen halten dürfen wie er. Dabei wird unter ſeiner Leitung für die Gegenwart alles getan, was möglich iſt. Das heute ſchon Erreichte iſt doppelt zu begrüßen, wenn man die Schwierigkeiten kennt, unter denen es zuſtande gekommen iſt. Einheitlich iſt ja die Leitung nur im Okkupationsgebiet. Aber auch hier unterſtehen die Eiſenbahnen, an denen das Wirtſchaftsleben zum größten Teile hängt, nicht dem Generalgouverneur, ſondern dem Chef der Feldeiſenbahnen, für den (und damit für ſeine Untergebenen bis zum kleinſten Bahnhofskommandanten) natürlich andere

Erwägungen ausſchlaggebend ſind. Oſtflandern iſt Etappengebiet, Weſtflandern iſt Operationsgebiet, beide alſo ſouverän und der Einwirkung des Generalgouverneurs entzogen, ſo wenig ſich oft die wirtſchaftlichen Schickſale der einzelnen Provinzen trennen laſſen. Dazu kommt der Widerſpruch der Auffaſſungen, welche die deutſchen Gegenwartsaufgaben in Belgien ſeien. Will man die Richtlinien, die heut in Brüſſel maßgebend ſind, in zwei Worte zuſammenfaſſen, ſo muß man ſagen: der Generalgouverneur will Ordnung und Arbeit fördern. Sich als Sieger (hinter der Armee) in einem eroberten Land zu gebärden, iſt außerordentlich leicht; ſich als Sieger würdevoll behaupten, iſt ſchwerer. Ordnung und Arbeit ſind Ziel und Mittel, die eine wird gefährdet durch Hunger, den die andere vertreibt. Es iſt keine unklare Sentimentalität, wenn eine ganze Verwaltung raſtlos daran arbeitet, das beſiegte Land wieder zu beleben, ſondern es iſt nüchternſter Egoismus. Es wäre, für das Parkett ſiegestrunkener Spießer, ſicherlich wirkungsvoller, wenn man in Brüſſel, ſtatt unſcheinbarer wirtſchaftlicher Maßnahmen, ein bißchen in patriotiſcher Theatralik machen würde; etwa mit Abſchaffung der belgiſchen Trikolore, die nur noch in der Miniaturausgabe in Knopflöchern und an Damenbluſen ein unſchädliches Spiel treibt; oder durch Entfernung der franzöſiſchen Straßennamen, die man ſich ſcherzhafterweiſe in Brügge geleiſtet hat. Damit ſichert man aber der Armee kein ruhiges Hinterland, keine ungeſtörte Zufuhr, keine wohlbeſtellte Vorratskammer: All das iſt heute Belgiens Beſtimmung. Das Schickſal des Landes kann ſich geſtalten wie es will; heute und morgen, ſolange unſer Heer in Weſtflandern kämpft, iſt Ordnung und Arbeit zu ſchaffen die erſte Pflicht, die ſich übrigens mit der weiteſten politiſchen Vorausſicht deckt.

Der Generalgouverneur ſucht deutſche und belgiſche Intereſſen mit Erfolg zu vereinen. Die ephemere Regierung in Havre iſt weniger gewiſſenhaft: ſie ſchert ſich einen Teufel um belgiſche Intereſſen, wenn nur ihre antideutſchen zum Ausdruck kommen, das heißt: ſie läßt lieber das eigene Land umkommen, als daß ſie auf eine zweckloſe Nadelſtichpolitik verzichtete. Das iſt eine weitere Erſchwerung der deutſchen Arbeit — für Belgien. Die dilettantenhafte Art, in der die Belgier am Kriegsanfang zerſtörten, iſt das Gelächter unſerer Pioniere. Nicht nur, daß die Vernichtungen, die unſere Maßnahmen hinderten, in ein paar Stunden behoben waren: die meiſten Sabotageverſuche hatten auch nicht den geringſten Sinn, wie z. B. die beabſichtigte Störung der Royers-Schleuſe im Antwerpener Hafen, mit der wir doch heute gar nichts anfangen können. Aber die emigrierte Regierung verſucht weiter, läſtig zu werden, hauptſächlich durch den umfaſſend organiſierten Streik der Eiſenbahner und der Poſtbeamten*). Immer noch findet ſie Mittel, ihnen Geldzahlungen zukommen zu laſſen und ſo den Ausſtand zu ermöglichen. Nun iſt natürlich der deutſche Truppentransport (das einzige, was zu hindern der Mühe wert wäre) und die Poſtbeſtellung der deutſchen Verwaltung ganz unabhängig von belgiſchen Arbeitskräften. Der Streik ſchädigt alſo einzig und allein die Landeskinder, die es ihrer Regierung zu danken haben, daß Briefe von Charleroi nach Brüſſel ein paar Tage brauchen und nur drei Züge von Antwerpen nach Brüſſel gehen. Sabotage! Das iſt der einzige Ausdruck, der das Mutwillige und Zweckloſe, das gänzlich Unverantwortliche dieſer Regierung bezeichnet, die weit vom Schuß und nahe beim Vorſchuß aus

*) Am 1. März haben die belgiſchen Briefträger auf Aufforderung des Generaldirektors der Poſten, Bouvez, ihren Dienſt wieder angetreten.

Digitized by Google

London ſich breit macht. Sie hat es, bei ihrer mutigen Flucht, ja auch fertig gebracht, die Nationalbank ihres Eigentums, der Banknoten und Notenkliſchees, zu berauben (was ſie, im eigenen Land!, Requiſition nannte) und dadurch das Land in den ſicheren Bankerott zu treiben. Wenn Belgien heute keine Wüſte iſt, wenn ſeine Bergwerke, Fabriken, Geſchäfte einigermaßen im Gang ſind, ſeine Städte bevölkert und ſelbſt an Orten, über die die Zerſtörung hinging, die Bewohner aus dem Schlimmſten herausgerettet ſind, ſo verdanken ſie das, gegen ihre eigene, der deutſchen Regierung, ohne deren tätigen Beiſtand auch das amerikaniſche Hilfswerk unmöglich geweſen wäre.

Heute ſteht an der Spitze jeder Provinz ein Militärgouverneur, dem ein Präſident der Zivilverwaltung beigegeben iſt. Denen unterſtehen wieder militäriſche und zivile Kreischefs, die angewieſen ſind, ſich zur Durchführung ihrer Verwaltungsmaßnahmen der örtlichen belgiſchen Selbſtverwaltungsinſtanzen zu bedienen, ſo daß heute in dem okkupierten Land bei faſt allen Behörden der Kopf deutſch und die Glieder belgiſch ſind. Über die einheimiſchen Verwaltungen hört man übrigens die beſten Urteile, ſie arbeiten unter dem fremden Befehl loyal und aus einer reineren Vaterlandsliebe heraus, als ſie heute im Haag und in London, in den Konventikeln belgiſcher Flüchtlinge, laut wird. Dabei betätigen ſie einen ungewöhnlichen Mut, denn ſeltſamerweiſe gilt immer noch die Flucht aus dem Land für den Beweis echtbelgiſcher Patriotentreue und das Verharren als Verrat. Keiner, der auf ſeinem Poſten blieb, zweifelt an einem Ende der deutſchen Herrſchaft, ſei's durch kriegeriſche Ereigniſſe, ſei's durch den Friedensſchluß. Alle, die heute unter deutſcher Herrſchaft arbeiten, in der Wohltätigkeit, der Preſſe, der Verwaltung,

wiſſen, daß nach einer Rückkehr der geflohenen Chauviniſten ein Ketzergericht böſeſter Sorte losbrechen würde. Die „guten" und die „ſchlechten" Belgier bekämpfen ſich heute ſchon, öffentlich in der Brüſſeler und der Flüchtlings-Preſſe, geheim, ohne daß es zu den Ohren der Okkupanten dringt, in hektographierten Flugzetteln und anonymen Drohbriefen. Manchmal erfahren die Deutſchen nur aus der empörten Entgegnung von den geheimen Wühlereien, die ſich durch das fremde, verſchwiegene Volk bohren, ſo zum Beiſpiel aus dem Maueranſchlag des Antwerpener Magiſtrats, der erbittert gegen die Beſchuldigung proteſtiert, er habe die Stadt gegen den Willen der Militärs übergeben und dadurch einen Teil der belgiſchen Armee über die holländiſche Grenze getrieben. Wenn trotzdem Belgier, die über jedem Verdacht des Renegatentums ſtehen, dem Generalgouverneur und ſeiner Regierung dienen, ſo liegt darin der bündigſte Beweis für die Trefflichkeit der deutſchen Herrſchaft in Belgien.

Es iſt ein ſparſames, aber ſtählernes Gerüſt, das wir in das belgiſche Haus eingebaut haben; es hat den Einſturz abgewehrt und trägt für die Zukunft. Feindſchaft ringsum, im beſten Fall ein reſigniertes Abwarten, bis man wieder unter ſich ſei. Inzwiſchen aber haben die Träger des wirtſchaftlichen Lebens, vom Großinduſtriellen und Bankier bis zum kleinſten Händler, eingeſehen, daß hier eine Organiſation iſt, ohne Zu- oder Abneigung, an deren Lauterkeit und gutem Willen aber nicht zu zweifeln iſt. Beide Teile verzichten auf Gefühlsäußerungen, beide haben ſich in der Sachlichkeit gefunden. Die Tatſache, daß ſich die belgiſchen Parteimänner nicht einmal in dieſer Zeit brennender Not in ihrem Comité National de Secours et d'Alimentation untereinander vertragen können und als Schiedsrichter in ihren Zwiſtigkeiten — das deutſche General-

gouvernement anrufen, mag beweiſen, welchen Ruf ſich dieſes geſchaffen hat. In Belgien, wenn Menſchen und Anſichten bleiben, wie ſie heute ſind, iſt keine zweite Auflage elſaß-lothringiſcher Regierungstorheiten zu befürchten. Es wird nicht verwöhnt und wird nicht gedroht, es wird ſachlich regiert. Erſt das Reich, aber dann Belgien und noch einmal Belgien, denn Herr von Biſſing und ſein Stab ſind der Anſicht, es ſei ihre Aufgabe, dem okkupierten Lande, nach tödlichen Unfällen, nicht noch einmal den Krieg, ſondern den möglichſten Frieden zu bringen.

König Albert.

König Albert iſt heute ein politiſches Programm all unſrer Gegner. Kein einheitliches, denn jeder verfolgt mit ſeiner Glorifizierung andere Zwecke, die aber alle in den Geſamtzweck einmünden: die Deutſchenhetze. Alles verbraucht ſich mit der Zeit: der Neutralitätsbruch zieht nicht mehr ſo recht, nachdem ſich dabei ein Tatbeſtand herausgeſtellt hat, der außerordentlich an das Beweisergebnis der meiſten Anklagen wegen Verführung erinnert. Um zerſchoſſene Kathedralen kümmert ſich kein Menſch mehr, ſeit die Löcher in den diverſen Handelsbilanzen drohend zutage treten; Greuel ſtehen unter Pari — bleibt der junge, beſcheidene, vertriebene Fürſt, Albert ohne Land, wie er von ſeinen Verbündeten balladenhaft genannt wird, Albert le Grand, Albert Le Saint, für den bei allen weichen Herzen der geographiſche Umſtand ſpricht, daß die Laufgräben ſeiner Reſtarmee auf den letzten Quadratmetern des heimatlichen Bodens liegen.

Schon bei seiner Thronbesteigung hat König Albert aus einem etwas primitiven Umstand allen Vorteil ziehen können. Er war der Nachfolger eines Egoisten vom reinsten Wasser, der dazu die ärgerliche Tugend besaß, auf die öffentliche Meinung zu pfeifen. Die Brüsseler nahmen zwar die Theaterdekorationen mit Dank hin, durch die König Leopold ihre Stadt verzierte, aber die Stückchen, die er dazu aufführte, waren ihnen doch zu gepfeffert. Das Absteigequartier des europäischen Westens hatte nichts gegen zärtliche Verhältnisse einzuwenden; aber man wußte bei Leopold nie, wo der vornehme Amateur aufhörte und der geriebene Professional anfing. Alles wurde ihm zu leicht unter den Händen zum Geschäft, fürstliche Repräsentationsbauten zur Terrainspekulation, angestammte Untertanentreue zu industrieller Beteiligung, Gottesgnadentum zu Dividende. Er ließ den Nachlaß seiner Frau bis auf die Leibwäsche versteigern, und wenn er das mit der belgischen Königskrone nicht auch tat, so verzichtete er darauf nur, weil sie seit dem Jahr 1830 noch zu keinem gediegenen Altertumswert kommen konnte.

Als Albert den Thron bestieg, bewegten sich die Begrüßungsartikel in den wohlwollenden Worten, die man für ordentliche, mäßig begabte Menschen hat. Man nannte ihn einen trefflichen Familienvater, einen bescheidenen jungen Mann, rühmte ihm philosophische Studien nach und befriedigte sein eigenes Pharisäerherz durch den Hinweis, der Neffe habe den Lebenswandel des Onkels stets mißbilligt. Die innere Politik ging wie immer in Belgien. Wallonen und Vlamen, Klerikale und Liberale stellten wechselweise den Bestand des Staats in Frage und verneinten die Existenz einer belgischen Nation. Es wurden Sprachen- und Schulgesetze gemacht,

die den Ausnahmefall zur Regel erhoben und ſich daher reſtlos zu annullieren verſtanden. Zwei Maßnahmen treten beſonders hervor und haben durch die Ereigniſſe ihren engen Zuſammenhang erwieſen: das Wehrpflichtgeſetz und die engliſch-belgiſchen Abmachungen. Um den Engländern die nötige Zeit zu einer Landung bei Seebrügge oder Oſtende zu laſſen, mußte die belgiſche Armee verſtärkt werden. Leider kam der Krieg zu ſchnell, als daß die Abmachungen (deren Reinſchriften die fliehende Regierung ſicherlich mitnahm) in Kraft treten konnten. Engliſche Truppen kamen zwar nach Antwerpen und franzöſiſche nach Charleroi, aber dieſe Repräſentations-Beſuche konnten nicht verhindern, daß Albert sans Terre ſein neues Ehrenamt antrat.

Einſt der wohlwollend-nachſichtig beurteilte Durchſchnittsmenſch, um den ſich niemand kümmerte; heute der junge, vertriebene Fürſt, roi-chevalier, roi-paladin, roi-simple-soldat, ſingt Henri Lavedan in dem vom „Daily Telegraph" herausgegebenen King Albert's Book, ja, der freundliche Dichter ſchreckt vor dem Fanfarenſtoß nicht zurück: Albert de Belgique et de France! »King Albert's Book« iſt nämlich die Formulierung des neueſten engliſchen Tricks: das politiſche Schickſal Belgiens, das man im Ausland anfängt, rein ſachlich zu beurteilen, wiederum in ſentimentale Gefühlchen einzupacken, das Land in einer rührenden Figur zu perſonifizieren; ein allegoriſches Mätzchen, das zum eiſernen Beſtand der patriotiſchen Kitſch-Induſtrie gehört. Wie klug berechnet das iſt, zeigen die Beiträge des Buchs und wiederum ihre Übereinſtimmung mit den Erzeugniſſen des belgiſchen Poſtkartenhandels. Lavedan hat ganz recht: Roi-paladin und roi-simple-soldat ſind die zwei entgegengeſetzten Ausdrucksformen, in denen weiche Seelen den König der Belgier heute empfinden.

Digitized by Google

In Brüſſel ſind die repräſentativen Königsbilder gänzlich verdrängt durch Abbildungen, die Albert als Gemeinen zeigen. Apotheoſen würden wohl der Beſchlagnahmung verfallen, aber Piou-Piou Albert iſt erlaubt, dieſe Reklamierung durch das Volk als ſeinesgleichen.

Wenn man King Albert's Book durchblättert, ſo iſt man erſtaunt über die Einförmigkeit der Beiträge, obwohl, wie der Herausgeber rühmt, nie zuvor ſoviel berühmte Namen zwiſchen den Deckeln eines einzigen Buches vereinigt geweſen ſeien. Allen faſt fällt das gleiche ein. Erſtens die Thermopylen, wo die Heldenſchar des Leonidas allerdings nicht mit der helfenden Landung der Engländer rechnen konnte, und zweitens David und Goliath, welches Gleichnis viel von ſeiner Überzeugungskraft dadurch verliert, daß, wenigſtens in der deutſchen Bibel, David gewinnt und nicht Goliath. Das dritte allen gemeinſame Requiſit iſt die Bewunderung vor der zweckloſen Heldenhaftigkeit Belgiens. König Albert hat zu den Waffen gegriffen, obwohl an irgendeinen Erfolg nicht zu denken war! Alſo Komment-Standpunkt, Ehrenangelegenheit! Belgiens Schickſal hat das Gefährliche ſolcher Kavaliersempfindungen, auf ein Volk übertragen, dargetan; Englands Vorgehen auf dem Meer bewieſen, daß man auch anders herum kann. Wenn ihm die Ritterlichkeit des belgiſchen Königs ſo unbedingt richtig erſchien, müßte es wohl ſelbſt ähnliche Richtlinien für ſein Handeln ziehen, zum Beiſpiel ſeine Flotte zum offenen Kampf ſtellen, dem Gegner den Zweikampf anbieten und wie alle die romantiſchen Turnierregeln heißen. Aber die Sache liegt ja ganz anders. Belgien dachte nicht an einen tragödienhaften Thermopylenkampf, ſondern faßte ſich als die ſicher verſchanzte Vorhut des größten Völkerheeres auf, das, der Bibel zum Trotz, den deutſchen David beſiegen werde.

Digitized by Google

König Alberts Schickſal iſt tragiſch, aber nicht infolge ſeiner Gegner, ſondern dank ſeinen Verbündeten!

England, Frankreich, Rußland, untermiſcht mit ein paar Neutralen, nahen ſich dem König im Exil, zumeiſt mit der Verſicherung, er habe zwar ſein Land verloren, dafür aber unſterblichen Ruhm gewonnen. Einige, wie Churchill und Lloyd George, prophezeien eine etwas nebelhafte, glorreiche Zukunft, keiner findet den einfachen Satz: Kampf, bis der König wieder in Brüſſel einzieht! Ich weiß nicht, ob es für den Gefeierten ſehr tröſtlich iſt, wenn ihn Aga Khan, der indiſche Sultan, der unwandelbaren Neigung der Mohammedaner verſichert und Lord Hardinge, der Vizekönig, hinzufügt, Indien werde nicht raſten, bis Belgiens Leiden geſühnt ſeien. Mit ähnlich wertvollen Zuſicherungen iſt aber das ganze Buch gefüllt, ſoweit die 188 großen Quartſeiten nicht für Verleumdungen gegen Deutſchland reſerviert ſind. Und darin liegt für uns ſein Wert als geſchichtliches Dokument. Auf Grund der in ihm enthaltenen Redensarten wird König Albert kaum auf Restitutio in integrum klagen können, wir aber haben eine ſeeliſche Photographie unſerer Gegner, wie ſie völkerpſychologiſch nicht ſchärfer gewünſcht werden kann.

Ich will einige Beiträge herausheben, die der Mühe wert ſind. Was wird wohl Lord Fiſher, der Großadmiral der engliſchen Flotte beiſteuern? Etwas faſt zu typiſch Engliſches: Einen Bibelſpruch und eine — „Times"-Meldung! Jeremias, Kap. 51, Vers 56: „Der Gott der Rache bezahlet ſie." „The Times" (25. Oktober 1914): „Man fand ein armes, neunzehnjähriges Mädel — der Kleider beraubt, geſchändet, tot." Man muß ſagen, daß in der Nachbarſchaft ſolcher Lügen ſelbſt Bibelſprüche anrüchig werden. Wenn Englands erſter Seelord verleumdet, warum ſollte Englands höchſter Richter, Lord

Reading, zurückſtehen? Tut er auch nicht, ſondern ſchreibt: „Die Plünderung und Verbrennung Löwens, die Zerſtörung von Mecheln, Termonde und vielen Tauſend belgiſchen Heimſtätten, die Ermordung der Landbewohner und die fürchterlichen Grauſamkeiten, von denen die belgiſche Kommiſſion berichtet, die Verwüſtung des ganzen Landes" uſw. Für den höchſten Richter eine ganz hübſche Leiſtung, in Anbetracht, daß Löwen nicht geplündert, Mecheln nicht zerſtört, Termonde von den Belgiern zerſchoſſen, ein relativ kleiner Teil des Landes durch den Krieg verwüſtet wurde und die fürchterlichen Grauſamkeiten lediglich dem Bericht von der einen, ſehr intereſſierten Partei entnommen ſind. Der frühere Admiral Lord Beresford hat einen ähnlich wirkſamen Stil: „Das Gewiſſen der ganzen ziviliſierten Welt iſt verletzt durch die niederträchtigen Grauſamkeiten, die an der edlen belgiſchen Nation durch das unbarmherzige, feige und wildenmäßige Vorgehen Deutſchlands verübt worden ſind; Belgiens Jugend ficht immer noch für Freiheit und Recht, obwohl Tauſende ihrer Beſten getötet und verwundet und die Zivilbevölkerung, Frauen und Kinder mit eingeſchloſſen, von Haus und Hof vertrieben und um der Sache ihres Landes willen gemartert worden ſind." Die Entente bewährt ſich auch geiſtig; Pierre Loti ſcheint einfach fortzufahren, wo Beresford aufgehört hat, wenn er angeſichts belgiſcher Flüchtlinge loslegt: „Sie ſchienen vor Grauſen und Mord geflohen zu ſein, vor Feuer, vor unausſprechlichen Verſtümmelungen und ſadiſtiſcher Notzucht — vor all dem, was auf Erden nicht mehr möglich ſchien, aber was, ſo ſcheint es, noch in muckerhaften deutſchen Gehirnen ſchwelte und ſich nun wie ein letztes Erbrechen urſprünglicher Barbarei über Belgien und Frankreich ergoß." Auch Dokumente fehlen nicht. So aus dem Tagebuch einer Krankenſchweſter unterm 16. Ok-

Digitized by Google

tober: „Wenn ich dem verwundeten Wallonen helfen wollte, ſahen mich ſeine Augen mit der äußerſten Troſtloſigkeit an und ſeine abgezehrten Hände machten beredte Zeichen, die von den Greueln ſprachen, die er geſehen hatte — geſchlachtete Weiber, verſtümmelte Kinder — ‚Was hab' ich geſehen, Schweſter!' Es iſt zu bemerken, daß die Schweſter lediglich aus der Handbewegung die verſtümmelten Kinder erraten hat. Da iſt es kein Wunder, daß Maurice Donnay folgendes Bild entwerfen kann: „Die Dörfer und Städte ſind geplündert und verbrannt, die Frauen, Kinder und Greiſe hingeſchlachtet oder mit einem Raffinement verſtümmelt, das ſich nicht einmal ein Gorilla, dies wilde, geile Tier, auszudenken vermöchte. Mir liegen Berichte und Zeugniſſe vor: wenn man die erſt kennen wird, wenn dieſe Einzelheiten einſt veröffentlicht werden, dann wird die ganze ziviliſierte Welt vor Schauder erbeben!" Den einzig poſitiven Vorſchlag in dieſer Nacht wörtlich gleich delirierenden Wahnſinnes macht — Sarah Bernhardt, die ja einige Erfahrungen hat, da ſie bereits im Jahre 1870 mit bemerkenswerten politiſchen Anregungen hervorgetreten iſt: „Der Sieg, der in ſeinen glorreichen Händen die Wage der Gerechtigkeit hält, wird dem König Albert ein großes Stück deutſchen Landes zumeſſen. Und die der belgiſchen Herrſchaft unterworfenen deutſchen Völkerſchaften werden dann endlich lernen, was Ehre und Menſchlichkeit heißt." Nicht gerade aiglon, aber oison! Der ſchlimmſte Beitrag iſt von dem Theaterdirektor Sir Beerboom Tree, eine dramatiſche Szene, „Das Ultimatum." Die ſzeniſche Anmerkung heißt: „Speiſeſaal des großen Fürſten. Rings um die Tafel Fürſten, Miniſter, ein Profeſſor und ein Geiſtlicher. Das Eſſen iſt zu Ende. Zeichen von Betrunkenheit. Der Fürſt, voll des Weins, ſtarrt vor ſich hin." So wird im Deutſchen Reich der Krieg

erklärt. Der große Fürſt iſt unſchlüſſig, trinkt Schnaps auf Schnaps, der Pfaffe lehrt ihn, er habe ſein Friedensideal dem Kriegswunſch des Volkes zu opfern, der Profeſſor doziert über die Gefährlichkeit des Pazifismus, der Miniſter drängt und endlich unterſchreibt der betrunkene Fürſt, als die Menge draußen ſchon den Kronprinzen hochleben läßt, das Ultimatum. So wird unſer 1. Auguſt zu einer Unflätigkeit — ad majorem gloriam regis Alberti.

König Alberts? Nein, und darum muß auf dies Propagandabuch der engliſchen Politik aufmerkſam gemacht werden, das mit ſeinem 3-Schilling-Preis ſicherlich nicht einmal die Herſtellungskoſten deckt. Die Engländer haben wieder einmal verſtanden, unter der Flagge edler Menſchlichkeit ihre Politik zu fördern. Mit amtlichen Dokumenten kann man, bei geſchickter Redaktion, die Amerikaner gegen die Deutſchen einnehmen. Aber mit einem Buch, das voll tiefſter Ehrerbietung vor einem unglücklichen jungen Fürſten zu ſein vorgibt, fängt man die Herzen der Amerikanerinnen und bringt ihnen mühelos die richtige Meinung über deutſche Greuel bei. Die franzöſiſchen und anderen Beiträge ſind, angeſichts der engliſch-amerikaniſchen Bildung, nicht umſonſt alle ins Engliſche übertragen. Mit dieſem Buch fängt man nicht die Politiker, wohl aber die Familien der Union; Frauen und Kinder ſollen in den Bildern blättern, dazwiſchen ein wenig von Mord und Schändung leſen und ſo um den politiſchen Mann und Vater eine Atmoſphäre ſpannen, der er einfach nicht entgehen kann, und wenn er ſich bisher gegen Reuter noch ſo heldenhaft gewehrt hätte. Zuerſt haben die Engländer die gebrochene Neutralität Belgiens benützt, um uns den Krieg zu erklären (Jeremias, Kap. 51, Vers 56). Heute benützen ſie das ewigmenſchliche Mitleid mit königlichem Unglück, um ihre Ver-

leumderfracht unerkannt in jeden neutralen, vor allem aber jeden amerikaniſchen Hafen zu bringen. Morgen aber, o Roi-paladin...?

Ich kann dem König Albert kein günſtiges Prognoſtikon ſtellen. Bis jetzt iſt er die Bewunderung der Verbündeten, weil er ſich ſolange auf dem letzten Zipfel ſeines Landes hält. Der Tag wird kommen, wo es ihnen beſchwerlich und langweilig erſcheint, daß er immer noch dort ſteht, und der noch ſchlimmere Tag, wo er nicht mehr dort ſteht. Verhaeren ſagt in King Albert's Book: „Sie ſind der einzige König der Welt, den ſeine Untertanen einmütig, ohne die geringſte Ausnahme, von ganzer Seele lieben und bewundern." Ich will das nicht beſtreiten, aber über den inneren Wert dieſer Liebe und dieſer Bewunderung, die beide nicht ſehr alt ſind, läßt ſich ſtreiten. Ein Beiſpiel: Als ich anfangs Dezember zum erſtenmal in Brüſſel war, trug Mann und Weib und Kind das Bildnis des Königs an Hut und Bruſt. Das konnte man durchaus verſtehen. Acht Wochen ſpäter hatte ſich das geändert. Vielleicht weil ſich die deutſchen Behörden nicht daran geärgert hatten, oder weil es nicht grell genug war: kurz, man trug nun ſchwarz-gold-rote Seidenblümchen, die weithin ſichtbar waren, oder putzte die Damenhüte mit den Nationalfarben aus. Der Generalgouverneur zuckte die Achſeln und war zu keiner Übereilung zu verleiten. Alſo wieder etwas Neues: in zwei Tagen war ganz Brüſſel mit kleinen Sternenbannern überſät, man verkaufte ſie zugunſten hungriger Kinder, man dekorierte Schaufenſter damit und hat bei alledem den Dank für die amerikaniſche Lebensmittelverſorgung zum Vorwand. Wo blieb da König Albert und ſein Bildnis? Es war ein Mittel, ein Agitationsmittel, das man fallen ließ, weil es keinen Erfolg verſprach. Oder war es am Ende nur eine Mode,

die man nicht mehr trägt. Wie lange wird er der Heilige der Verbündeten bleiben? Solange er zieht, nicht einen Augenblick länger. Die Engländer haben Anstand genug, ihn nicht fallen zu lassen, solange er ihnen von Nutzen sein kann. Aber sie sind aller Künste Meister. Sie haben es fertig gebracht, mit der Republik Portugal verbündet zu sein und gleichzeitig dem König Manuel Obdach und Verschwörerhilfe zu gewähren. Sie bringen noch mehr fertig. Wehe König Albert, wenn sie gezwungen sein sollten, sich daran zu erinnern, daß Attila II. ein Enkel der Königin Viktoria ist! Ich glaube, sie würden die Restbestände des King Albert's Book opfern, damit es der Verbreitung des Huldigungswerkes „The Kaiser" nicht im Wege stände!

Französische Propaganda.

Es ist mir eine liebe, alte Erinnerung aus dem Elsaß, das Wort Pangermanist. So nannte man, im Anschluß an die gesamte französische Presse, die Leute, die ein anderes Weltbild als das ihrige, halb dem Tacitus, halb der Staufenzeit entnommene, nicht gelten lassen wollten und geographische Grenzen als reinlich nationale ansprachen. Daneben gab es allerdings auch Pangermanisten, die über die Grenze hinausgriffen, auf Grund vergilbter Urkunden halb Europa für das Reich reklamierten, Marseillingen und Kales sagten, kurz eine ethnographische Vetterles-Wirtschaft trieben, die mit Politik und Wirklichkeit nichts zu tun hatte. Diese letzteren sind anders als auf dem Papier unbekannter Zeitschriften selten in Erscheinung getreten, sie blieben die Träger nicht einer

Anſchauung, ſondern einer Manie. Pangermanismus konnte nur die weitverbreitete Richtung genannt werden, die aus allen Bürgern des Reichs nicht Vernunft-, ſondern Gefühls- und Stammes-Deutſche machen wollte.

Panſlawismus und was man in der franzöſiſchen Preſſe heute Latinismus nennt, iſt etwas ganz anderes, breiter Wurzelndes, Wirkſameres, ein hervorragendes Element in der Politik der betreffenden Länder. Beide Ismen haben in ihren Vaterländern nur eine untergeordnete Beſchäftigung, ſo gewaltſam und eifrig auch zum Beiſpiel die Ruſſifizierung in Polen, Finnland, den Oſtſeeprovinzen betrieben wird. Sie ſind vorzugsweiſe Elemente der äußeren Politik und darin liegt ihr Unterſchied vom Pangermanismus begründet: ſie wollen erſt in zweiter Linie franzöſiſieren und ruſſifizieren, vor allem iſt ihr Ziel, zu herrſchen! Sie ſind nicht ſentimental, ſo gerne ſie mit dem Sentiment arbeiten, ſie entdecken keine „wiedergefundenen Brüder", ſo unbedenklich ſie dieſen Ehrennamen an Völkerſchaften verſchwenden, denen er ſchmeichelt, ſie holen ihre Rechtstitel nur dann aus grauer Vorzeit, wenn das dem Opfer angenehm zu hören iſt: ſie ſind im kälteſten Vernunftsſinn machtpolitiſch und daher müſſen ihnen alle Dinge zum beſten dienen.

Ein Pangermanismus wäre erlaubt und nützlich geweſen und den haben wir leider nicht getrieben: den, welcher ſich um die Erhaltung deutſcher Kulturgebiete im fremden Land bekümmert. Unſere Ultra-Pangermaniſten konnten ſich kulturelle Beherrſchung nur im Verein mit politiſcher, ſtaatsrechtlicher Beherrſchung vorſtellen. Daß ganze Völker unſre Schriftwerke in der Urſprache laſen, tröſtete ſie nicht über die Tatſache, daß man ihnen keine Verfügungen zu leſen geben und ſie zu deren Befolgung nicht zwingen konnte. Die Herren

dachten auch machtpolitisch, aber nicht realpolitisch, sie wollten erst erobern und dann herrschen. Derweilen herrschten unsre Gegner tatsächlich und eroberten der Reihe nach unsre einstigen Kulturgebiete, eroberten die dänische und russische Intelligenz und waren eben an der Arbeit, auch die ungarische zu erobern. Da kam der Krieg, der ja nun wieder unsre Stärke ist, und stellte uns in seinem Gang vor ein Schulbeispiel ihrer Geschicklichkeit und unsrer Ungeschicklichkeit: Belgien!

In Belgien sind zwei Stämme zusammengesperrt. Vlamen und Wallonen, beide ohne eine Weltsprache, beide durch den Gang der Geschichte weiter von ihrer glorreichen Vergangenheit abgedrängt, als irgendein europäisches Volk. Die Wallonen, ohne natürliche Grenze, an das stammesverwandte Frankreich angelehnt, die Vlamen, durch die Religion von den Holländern und durch die Holländer und ihre verwandte Sprache von Deutschland abgetrennt, dem stärksten Glied der germanischen Völkerfamilie, mit einer Sprache, die an Ursprünglichkeit und Reinheit wohl eingebüßt hat, aber zur Sprache von 100 Millionen und zum Ausdrucksmittel des umfassendsten Geisteslebens geworden ist. Als sich bald nach der Schöpfung des Retortengebildes „Belgien" die Vlamen auf ihr Volkstum besannen, gegenüber den kulturell maskierten Annexionsversuchen Frankreichs, wurde diese „germanische Welle" von Grimm, Hoffmann von Fallersleben und andern herzlich willkommen geheißen, aber diese aufrechten, deutschen Idealisten empfanden vornehmlich eine literarische Zusammengehörigkeit, ohne ihr Gefühl politisch auszumünzen. Außerdem dachte das politische Deutschland nicht daran, daß hier vielleicht einer deutschen Geschichte der Zukunft Boden zu schaffen sei, und die Vlamen hätten jeden Brudergruß mißtrauisch zurückgewiesen, im Verdacht, hier drohe Prote-

Digitized by Google

ſtantismus und Germaniſation. Nederdiutſch, aber niemals hochdeutſch!

Anders die Wallonen, die ihr enges Provinzkleid nicht ſchnell genug loswerden konnten, um ins franzöſiſche Koſtüm zu ſchlüpfen. Der alte Berliniſche Spruch: So'n bißchen Franzöſiſch iſt doch gar zu ſchön! iſt ein europäiſch-politiſcher Faktor. Seit Franzöſiſch, an Stelle von Latein, Hof- und Gelehrtenſprache geworden war, iſt es immer als eine Art von Rangabzeichen von der Bourgeoiſie unſicherer Völker getragen worden. Für die Wallonen gab's gegenüber den katholiſchen Franzoſen keine konfeſſionellen Bedenken. Ihrem beweglichen Sinn ſagten die politiſchen Experimente ſamt der ewigen Unruhe und Wechſelſamkeit zu, die in Paris von 1789 bis 1830 vorgenommen wurden. Die ungeheure induſtrielle Entwicklung ihres Landes wies ſie auf engen Anſchluß an ein induſtriearmes Gebiet hin, deſſen Zahlungsfähigkeit außer Frage ſtand. All das war entſcheidend für die Oberſchicht, was auch immer im einzelnen den Ausſchlag gab: klerikale oder liberale Neigungen (beide konnten ja im Frankreich Louis-Philippes befriedigt werden), Machtverlangen oder Bereicherungsſucht, Kulturtrieb oder Amüſierbedürfnis. Franzöſiſch-ſein hieß Vornehmſein: wie ſollte da die Entſcheidung anders fallen, um ſo mehr, als keine nationale Eigenart aufzugeben war? Ich will noch hinzufügen, daß in der letzten Entwicklung aus der Tiefe ein neues Franzöſierungs-Element hinzukam: die Sozialdemokratie, die in allen Kohlenbecken allmächtig wurde. Ihre Hinneigung zur franzöſiſchen Republik, ſo unvollkommen dieſe auch ein Freiheitsideal aufſtellte, war ſelbſtverſtändlich, und die innige Verbindung mit der franzöſiſchen Partei, an deren Spitze der ſchöpferiſche Geiſt der Weltanſchauung ſtand, durch die gemeinſame Sprache gebo-

ten. Außerdem fuhren Tausende belgisch-wallonischer Arbeiter täglich über die Grenze in Fabriken und Gruben.

Ein volles Jahrhundert fast dauerten die politischen Annexionsversuche Frankreichs an und die Brüsseler Revolution im Jahre 1830, aus der die Loslösung von den Niederlanden und die Schaffung des Koburgerstaats hervorging, war nichts anderes als ein mißlungener Versuch in dieser Richtung. Bismarck erzählt vieles von dem unablässigen Bemühen Napoleons III., der immer auf der Jagd nach einem Kompensationsobjekt für Preußen war, falls ihm endlich die Angliederung zugesagt würde. Napoleon III. dachte noch genau wie unsere Gewaltpolitiker, die nur entweder — oder sehen, ohne die tausend Zwischenschattierungen. Die französischen Gesinnungen der Oberschicht, die Entrechtung der vlamischen Unterschicht, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bindungen an Frankreich genügten ihm nicht: er mußte das Land besitzen, um es zu erwerben. Die dritte Republik hat ihn an Einsicht weit geschlagen; sie hat sich das Goethewort wieder richtig eingesenkt, sie hat erworben, um es zu besitzen und tat dies auf die immer gleiche propagandistische Weise, die ihre Stärke ist: auf die pseudo-demokratische!

Der Oberschicht war sie sicher. Der Arbeiterschaft auch in dem Maß, als es notwendig war, um Gegenwirkungen zu vermeiden. So legte sie sich mit aller Geschicklichkeit auf die Gewinnung der Mittelschicht im weitesten Sinn, von den Akademikern in der ersten Generation bis zu den kleinen Gewerbetreibenden. Sie gab ihnen, unter tausend Etiketten, Unterhaltung und Bildung, so vergröbert und so verfeinert, als es der einzelne wünschte und verdauen konnte, immer aber mit der Tendenz: Frankreich seinem lieben X.! Mit den Zeitungen fingen sie an und mit Kintopp und Varieté hörten sie

auf. Und was lag alles dazwiſchen! Beſondere Nachrichten-bureaus und Artikelfabriken, beſtellte franzöſiſch-patriotiſche (meiſt gegen Deutſchland gerichtete) Filmaufnahmen, ſtaatlich ſubventionierte Gaſtſpiele Pariſer Theater, Filialen franzöſiſcher Mädcheninternate (auf die künftigen Mütter kommt es an), Überſchwemmung des Lands mit Boulevardblättern, Verleihung der Ehrenlegion oder des Mérite agricole, Gründung der Alliance française mit häufigem Auftreten geweſener Miniſter und des troſtlos-klitſchigen Cercle des Annales, von kleineren und politiſcheren Zirkeln abgeſehen, Anregung von Ausſtellungen in Belgien, auf denen ſich franzöſiſche Erzeugniſſe produzieren konnten — tauſend meiſterhaft gehandhabte Mittel und Mittelchen, die alle politiſchen Zwecken dienen mußten, von den Großtaten franzöſiſcher Literatur und Malerei bis zu der Trikolore, die der Variété-Komiker zu ſeinem letzten afterpatriotiſchen Vers ſchwang.

Die oberen Zehntauſend waren durch Abſtammung, Intereſſe, Geſchmacksgleichheit, politiſche Neigung, gemeinſame Kultur franzöſiſch. Den breiten Mittelſtand gewann die Republik, wie ich ſchon ſagte, durch Pſeudo-Demokratie, und das iſt ihre Meiſterleiſtung. Wahre Demokratiſierung heißt, das kulturell und politiſch Beſte zum Gemeingut machen. Pſeudo-Demokratiſierung heißt, mit Hilfe von Surrogaten eine ſcheinbare Ariſtokratie ſchaffen, die allerdings in ſich Gleichheit heuchelt, ſich aber verächtlich von der Unterſchicht abwendet. Jeder kann zwar aufgenommen werden, kehrt ſich aber ſofort von den Zurückbleibenden ab. Dieſe ſcheinbare Ariſtokratie iſt die Bourgeoiſie, genau geſagt: eine Verſicherung auf Gegenſeitigkeit der viel oder wenig, aber auf jeden Fall Beſitzenden! Die Geſchichte hatte vorgearbeitet; ihre Reſultate ermöglichten es, den ſozial ſtrebſamen Belgiern

das Ehrenzeichen der französischen Sprache zu verleihen und daß diese es als Ehrenzeichen auffaßten. Sodann aber war Frankreich in der Lage, Surrogate zu liefern, die für den Bezieher fast so aussahen wie Kultur und lange nicht so schwierig zu handhaben waren. Literarische Bildung? Aber gern — Cercle des Annales, in dem man zu Tee und Gebäck Romane und Gedichte vorlas, deren sich das „Daheim" schämen würde. Feine Erziehung? Sofort — Institut Rachez, in dessen hundert Filialen das gelehrt wurde, was nach ein bißchen aussah und kinderleicht war. Eleganz? Zu jedem Preis — und Paris schuf für seine lieben „Beulemans", die es auf der Bühne so herzlich belacht, eine Mode, über die es noch weit herzlicher lachen mußte. Kunst? Versteht sich — wozu hätte man die Schauerlichkeiten von Nancy und $^4/_5$ des Salon d'automne. Verkehr mit Geburts- oder Geldaristokratie? Nach Wunsch — in der Alliance française war der kleine Rentier der Hätschelhans und die französische Oberschicht war, im Gegensatz zu unserer, die das Gemeinschaftsgefühl oder die Heuchelei nicht aufbringen kann, politisch klug genug, Gleichstellung zu prästieren. So formierte sich in Belgien die lückenlose Armee der Françillons, weil die Agenten der Republik ihren kritiklosen Ehrgeiz scheinbar befriedigten!

Was taten wir während dieser atemlosen Kampagne? Wir haben, für unsere Kolonie in Belgien, drei große Schulen eingerichtet (in denen man ein vorzügliches Französisch lernte), haben auch zwei oder drei deutsche Theater-Gastspiele arrangiert (aus privater Initiative, versteht sich), haben viel Geschäfte gemacht, womöglich unter französischer Flagge — und sonst nichts! Es ist wahr: Frankreich siegte im Zeichen des Kitschs und der Imitation, aber es hat gesiegt. Geschichtliche und

wirtſchaftliche Verhältniſſe halfen ihm bis nahe an die Annexion heranzukommen, aber das Beſte hat doch ſeine politiſche Geſchicklichkeit getan. Daß die Vlamen ſich in dem Kampf gegen die Übermacht ſo tapfer gehalten haben, iſt ein weiterer böſer Vorwurf für uns, die nicht etwa den Franzoſen gleich hätten germaniſieren ſollen, ſondern deren Aufgabe und Pflicht es geweſen wäre, dem ſtammverwandten Volk zu zeigen: Hier iſt ein gewaltiges Staatsgebiet, das ſich euch nahe fühlt; kommt und holt, was ihr braucht oder ſagt, was wir euch bringen ſollen! Stammesverwandtſchaft iſt kein Grund für Gleichmacherei, aber für ſelbſtloſe Hilfe.

Wo immer in Europa ein irgendwie als Lateiner oder Slawe anzuſprechender Menſch ſaß, den faßte, ſicherer als die beſte Sortiermaſchine, Latinismus oder Panſlawismus, reihte ihn in Vereine und Parteien ein, füllte ihn mit Haß und Verachtung gegen ſeine anders geartete Umwelt, rief ihn Tag für Tag bei ſeinem großen Namen und ſoufflierte ihm unweigerlich den brennenden Wunſch nach einer nationalen Univerſität, auch dann, wenn die Errichtung einer Volksſchule ſich zwangloſer an ſeinen bisherigen Kulturſtand angeſchloſſen hätte. Der Pangermanismus deklamierte und ſuchte in den fremdeſten Städtenamen nach deutſchen Sprachwurzeln. Seine Gegner gewannen Macht und er — Themen für philologiſche Doktorarbeiten; daß dabei er als der Störenfried verſchrien wurde, war ſelbſtverſtändlich, weil ſelbſt ſtammesverwandte Völker ſich das geſchwätzige Quellenſtudium in ihren Seelen ernſtlich verbaten. Ringsum aber, und nicht nur in Europa, von Buenos Aires bis Belgrad, von Brüſſel bis zur Oaſe Biskra, bevölkerte ſich die Welt mit imitierten Pariſern, die nichts Höheres kannten, als mit den echten verwechſelt zu werden. Frankreich hatte den richtigen Export, den es vor ſeinen poli-

tiſchen Eroberungen vorausſchickte, wie der Kapitän die Schnapsflaſche und Glasperlen vor der Proklamierung eines Schutzgebiets. Kunſt, Mode, Literatur, alles in täuſchenden Imitationen, alles zuſammen ein Schutzwall gegen jede wahre Kultur, ein Verderb des Geſchmacks, eine Denaturierung für Herz und Magen — aber der Sieg! Im belgiſchen Wappen ſteht der Spruch: L'union fait la force! Octave Mirbeau hat daraus den Wahlſpruch gemacht, den ſich die franzöſiſche Propaganda in Belgien wie im Balkan als Leitmotiv wählen könnte: L'union de toutes les imitations fait la force de leur comique!

Die Beulemans.

Dies iſt Herr Oktave Mirbeau, Verfaſſer des „Journal d'une femme de chambre", der die Liebenswürdigkeit haben wird, uns einiges von ſeinen Anſichten über Belgien mitzuteilen. Herr Mirbeau iſt einer der franzöſiſchſten Franzoſen, Meiſter der blague, mit gewiſſen Ahnungen von Selbſtkritik; er hat eine außerordentlich amüſante Beſchreibung über ſeine Autoreiſe durch Belgien, Holland und Deutſchland geſchrieben und ſie ſeinem Wagen zu Ehren 628 — E 8 betitelt. Es gereicht mir zu nicht geringer Befriedigung, daß er zu ähnlichen Reſultaten in der Beurteilung der belgiſchen Pariſer kommt, wie ich, wenn er auch bei allem Spott und Hohn über die Beulemans eins vergißt: daß nämlich die Lächerlichkeiten und Nachahmungen, in denen ſich Jung-Belgien ſo kulturträgerhaft vorkommt, ſtaatlich organiſierte Exporte ſeines eigenen Landes ſind. Man darf über Belgien nicht lachen,

Digitized by Google

ohne Frankreich anzuklagen, das ſich in Brüſſel ſelbſt karikiert hat. Aber ich vergeſſe ... Bitte, Herr Mirbeau ....

Erſt Brüſſel, die Stadt mit der franzöſiſchen Oberſchicht und der breiten vlamiſchen Baſis. Sehr ſymboliſch aufgebaut: oben die franzöſiſchen Quartiere mit Schlöſſern, Miniſterien, Muſeen, Ariſtokratenhotels, eine Etage tiefer, die Rue Montagne de la cour hinunter, dicht um den Großen Platz, das wimmelnde Vlamentum. Dieſe Stadt nun ... „... iſt wahrhaftig zu nichts nutz und eine vollendete Parodie. Bei Gott, es iſt unerträglich und faſt ein bißchen erniedrigend, ſich in dieſer Hauptſtadt ſämtlicher Straßenbahngeſellſchaften der Welt zu befinden. Hier gibt's nichts als Frauen, die beinah hübſch und beinah gut angezogen ſind, fette Nymphen am Park, in der Monnaie oder im Bois de la Cambre, faſt gar elegante Herren, die den Schmuck von Spaa, den Stolz von Blankenberghe und die königliche Glorie von Oſtende bilden. Es gibt nichts als unechte Havannas, die alle aus Antwerpen und Hamburg kommen und ſcheußliche, unechte Fabrikſpitzen, wenn ſich auch hundert Wäſchefirmen — wie einſt die griechiſchen Städte um Homer — um die armſelige Ehre ſtreiten, die Ausſteuer der Prinzeſſin Stephanie geliefert zu haben. Unter dem Kaiſerreich, welches das zweite war und das letzte geweſen ſein wird — denn wir haben nichts zu fürchten von einem Prätendenten, der es fertig brachte, zwanzig Jahre an der Avenue Louiſe zu leben —, damals war Brüſſel noch etwas. Man ſagt es wenigſtens. Heute iſt es gar nichts mehr!

Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Welt noch Bankkaſſierer gibt, denen es ſo ſchlecht geht, daß ſie nach Brüſſel durchgingen! Zum Beweis das herzbewegende Geſtändnis eines Kaſſierers an einem unſerer großen Kreditinſtitute, der mir verſicherte: ‚Schon ein paarmal hab' ich daran gedacht,

mit der Kaſſe durchzugehen ... Mein Gott ... ich hab' eine zu große Familie und nicht genug Einkommen ... Es wäre mir ein leichtes geweſen, glauben Sie nur ... Von Samstag abend bis Montag morgen ... reichlich Zeit, Sie verſtehen ... Aber dann hab' ich mir geſagt: du mußt dein ganzes Leben in Brüſſel wohnen ... Nein, bei Gott nein ... Da will ich lieber ein ehrlicher Mann bleiben.' Denn Brüſſel iſt die komiſchſte Reſidenz, die Hauptſtadt der Operette, keine Stadt, ſondern das Weichbild einer Stadt, die vielleicht eines Tages gebaut wird."

Das und ſo, ſagt Herr Mirbeau, iſt die Stadt, in der das Königreich Belgien Geſtalt gewonnen, ſozuſagen die Summe ſeiner Kraft dargelegt hat. Welche nun, Herr Mirbeau, iſt die Sprache und welche die geiſtige Struktur ihrer vorzüglichſten Bewohner, der wahrſten Brüſſeler? Vielleicht erſt die Sprache ...?

Herr Mirbeau: „Möge man in Flandern vlamiſch und in Wallonien walloniſch ſprechen, um eins bitte ich nur, daß in Brüſſel auch fernerhin dies herrliche Belgiſch geſprochen werde! Denn alles in Belgien iſt wundervoll vlamiſch, nur Brüſſel iſt belgiſch, unheilbar belgiſch. Seine Theater ſind ganz und gar franzöſiſch — aber mit dem Akzent, der traurig und komiſch zugleich iſt. Nicht nur die Naiven, die Salondamen, die Liebhaber, die Heldenväter, Sängerinnen, Choriſtinnen, Souffleure, Regiſſeure, Dekorateure haben dieſen Akzent ohne richtigen Akzent, der weinen und lachen macht, ſondern ſeltſamerweiſe ſogar die Tänzerinnen! Vor allem die, denen der Mund verboten iſt und die den Akzent daher in die Beine, die Arme, in ihr Lächeln, in ihre Verdrehungen, in alle ihre Poſen legen, bis in das zärtliche Zittern ihres Flitterröckchens!

Eines Tages ſtand ein Franzoſe vor dem Brüſſeler Schwurgericht, der eine alte Dame um die Ecke gebracht hatte. Seine heiter-naive Miene machte mich ſtutzig. Maitre Edmond Picard (ein belgiſcher Dichter) verteidigte ihn, denn Herr Picard ſchreibt nicht nur, ſondern ſpricht auch das reinſte und gefeilteſte Belgiſch. Als der Präſident das Urteil auf lebenslängliches Zuchthaus mit dem bekannten Akzent verlas, deſſen Komik mir diesmal arg blutig vorkam, fing der Verurteilte zu lachen an und ſtarb ſchier vor Lachen. Immer wieder klatſchte er wie beſeſſen Beifall.

Am Abend ſagte er zu ſeinem Advokaten, der ihm ſein unpaſſendes Verhalten vorhielt: ‚Ich glaubte ja nicht, daß es ſo was in Wirklichkeit gäbe ... Ich glaubte, man hätte mich ins Theater geführt, um mich ein bißchen zu zerſtreuen und mir die beſten Komiker zu zeigen. Ich war ſo zufrieden und amüſierte mich ... amüſierte mich glänzend ... Ich habe ja die Dialektnachahmungen ſo gern ... Oder war das keine Nachahmung? Das war wirklich ein Richter? ... Und Sie ein Advokat? ... Und ich ... ich ein Mörder? ... O verdammt ...!‘“

Das die Sprache, nun noch die Bewohner. Aber Herr Mirbeau wird zu weitläufig. Ich will für ihn zuſammenfaſſen. Er zeigt zwei Typen von Brüſſelern. Erſtens Herrn Hoockenbeck, der nie eine Meinung, nie einen ausgeſprochenen Geſchmack, nie eine eigene Gewohnheit gehabt hat, nicht einmal eine fixe Idee, der aber als Politiker und Kunſtfreund eine bedeutende Rolle in Belgien ſpielt. Seine Frau iſt geſtorben und wird begraben, er iſt außer ſich vor Schmerz, der ſich im Verlauf des Leichenmahls lindert, während die Geſichter der Herren rotviolett anlaufen, die Augen der Damen verwegen zu leuchten beginnen, gepfefferte Geſchichten über den Tiſch

fliegen und unter dem Tiſch ſich mancherlei ereignet. Nach dem Diner Marſch durch die Brüſſeler Reſtaurants („Man begräbt nicht alle Tage ſolch eine Frau", donnerte der Onkel), ſchließlich Nachtlokal: „Sekt! Sekt!" befahl Hoockenbeck, der mit aufgegangener Krawatte und ſchiefem Hut gleich an der Tür eine kleine Braune zu packen kriegte — natürlich nur des Gleichgewichts wegen. Den Schluß muß Mirbeau erzählen: „Um 6 Uhr morgens erwachte ich in einem Fiaker, der vor meinem Hotel hielt. Der Witwer ſchnarchte neben mir. Ich ſtieg leiſe aus und gab dem Kutſcher Hoockenbecks Adreſſe. Leider merkte ich zu ſpät, daß ich mich getäuſcht hatte: es war die Adreſſe eines ſündigen Hauſes geweſen. — Mein guter Hoockenbeck! Vielleicht iſt er noch dort ..."

Das iſt die eine Art. Nun die andre! Die ſich, Mirbeau weiß nicht genau, „die Pariſer von Brüſſel oder die Brüſſeler von Paris nennen, und die, wenn ſie ſich in Unkoſten ſtürzen und um ihre Kultur an den Mann zu bringen, ſowie um zu zeigen, daß ſie wirklich aus Brüſſel ſind, nur zwei Gegenſtände der Unterhaltung kennen: die Kunſt und Paris ... Paris und die Kunſt! Wie ein alter Troupier ſeine Feldzüge, ſo zählten ſie ihre Pariſer Premieren auf, bei denen ſie waren oder ſein würden, kamen auf Eröffnungen und Verſteigerungen, gingen über zu andern Eröffnungen und Ausſtellungen, zum Großen Preis, zu den Premieren der letzten Saiſon, zum Salon d'automne, zu ſämtlichen Kunſthändlern ... Ich ſchämte mich, neun Zehntel all der Pariſer Berühmtheiten nicht zu kennen, mit denen ſie ſich duzten und noch weniger neunundneunzig Prozent der Dichter, von denen ſie ganze Seiten auswendig zitierten". Aber Mirbeau iſt von den Brüſſeler Pariſern eingeladen, er muß aushalten, bei den echteſten Anwohnern des Fluſſes, den ſie aus Nachahmungstrieb und um ihr Pariſer-

tum zu rechtfertigen, mit einer kleinen orthographiſchen Abweichung — Senne genannt haben.

* * *

So, mit unendlich viel witzigen Bosheiten, die ich nicht alle erzählen kann, hat ein Franzoſe Brüſſel und die Brüſſeler geſehen. Die fröhlich-biſſige Art des Buchs entwertet den Ernſt der Beobachtungen nicht. Eins fällt vor allem auf: daß das Wort „belgiſch" nur als Verhöhnung gebraucht wird. Mirbeau redet von Vlamiſch und Walloniſch, aber erſt wenn er auf Klein-Paris zu ſprechen kommt, beginnt der unbarmherzige Ulk mit belgiſchem Schick, belgiſcher Kunſt, belgiſchem Akzent. Er verſtärkt dies Todesurteil eines Franzoſen über ſcheinbar gleichſprachliche Produktion noch durch die reizende Anekdote von Maupaſſants Diener, der einen Aufſatz ſeines Herrn folgendermaßen kritiſiert:

„Der gnädige Herr iſt nicht ſehr wähleriſch in ſeinen Adjektiven ... Sie ſind zu einfach ... So heißt es in dem Aufſatz von einer Orchidee, ſie ſei ſchön. Gewiß, eine Orchidee iſt ſchön ... Aber die einfache Schönheit macht doch nicht das Weſen der Orchidee aus ... Die Orchidee iſt ſeltſam, krankhaft, verrucht, ſündig ... Ich hätte geſchrieben: Die ſündhaft verlockende Orchidee ..." „Du haſt ganz recht," geſtand Maupaſſant, den die Bemerkungen ſeines Dieners immer amüſierten. „Aber wo haſt du denn das gelernt?" Und der Diener erwiderte in würdigem Ernſt: „Der gnädige Herr weiß doch, daß ich drei Jahre im Dienſt eines belgiſchen Dichters war ..."

Belgiſch iſt für Mirbeau alles, auf was die Françillons ſo ſtolz ſind: ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Anbetung für Paris, vor allem aber ihre Hauptſtadt! Das Land nennt er flandriſch — er denkt vor allem an Brabant, Oſt- und Weſt-

Digitized by Google

flandern, mit all den Königssitzen einer großen Vergangenheit. Nur Brüssel, das Brüssel, das seit 1830 entstanden ist, ist für ihn ganz belgisch, mit seinen Theaterdekorationen und imitierten Parisern. Damit aber deckt er die Wertlosigkeit und Sterilität dieses künstlichen Staatswesens rücksichtslos auf, in dessen Gebiet nur echt ist, was vor ihm da war und alles unecht, Kopie und Simili, was mit ihm und durch es heraufgekommen ist.

All diese Feststellungen haben ihren politischen Wert deswegen, weil eben dieses Brüsselertum der ausschlaggebende Faktor im staatlichen Leben war. Die Okkupation hat nichts mit den innerpolitischen Verhältnissen Belgiens zu schaffen, wenn sie sich auch in den Wohltätigkeitskörperschaften schon wieder peinlich bemerkbar machen und ihre Streitigkeiten sogar vor den deutschen Schiedsrichter bringen. Da aber in Brüssel, und hier wiederum in der Aristokratie und der höheren Bourgeoisie, fraglos unsere zähesten Gegner sitzen, ist es interessant, deren inneren Wert und ihre Rechtstitel nachzuprüfen. Was verteidigen sie als ihr eigenstes Wesen gegen den fremden Eroberer? Ihr französisches Belgiertum. Belgiertum — gut und recht. Aber ihr Franzosentum ist nachgewiesenermaßen ein ungeschickter Nachahmungsversuch! Falsch ihr Akzent, ihre Eleganz, ihre Kunst, ja Mirbeau hat gezeigt, daß für die Pariser Brüsseler sogar ein falsches Paris arrangiert wurde, mit Berühmtheiten, die nur sie kennen, und Dichtern, deren Existenz den Franzosen verborgen geblieben ist. Wenn eine Volksschicht sich den Abhub eines andern Volkes aufschwätzen läßt und selbst gierig-begeistert danach greift, so fehlt ihr eben der Instinkt und die Eigenwertung, auf denen der Gehalt und das Vorrecht einer Volksschicht beruhen. Gewiß hat die französische Propaganda diese Beulemans von der Avenue Louise

geſchaffen; aber ſie ließen es nur zu gerne mit ſich geſchehen und konnten gar nicht genug von den Surrogaten bekommen. Gewiß ſind die meiſten dieſer Pſeudopariſer Wallonen, den Franzoſen an Blut und Anlage naheſtehend, aber ſtatt ſich ein Beiſpiel an der ſelbſtbewußten Haltung der Vlamen zu nehmen, die ſich durch alle ſtammesmäßige Verwandtſchaft nicht verführen ließen, im Holländertum oder Deutſchtum unterzugehen, konnten ſie gar nicht ſchnell genug ſich jeder Eigenart entledigen, um in einer fremden Gemeinſchaft zu verſchwinden. Ihr falſches Franzoſentum ſagt nichts gegen ihr Romanentum, aber alles gegen ihr Menſchentum. Die Beulemans ſind die Parvenüs der lateiniſchen Völkerfamilie — Brüſſel, die oft und gern verſpottete Protzeneinrichtung, die man mit den Worten beſtellt: Bitte ganz ſo wie bei Kommerzienrats — nur teurer! Chamfort hat ſchon vor 150 Jahren die Anekdote von der franzöſiſchen Propaganda und den lernbegierigen Brüſſelern erzählt in der Geſchichte vom ruſſiſchen Edelmann, der für ſeine Kinder einen Gascogner als Hauslehrer anſtellt. Der lehrte ſie aber Baskiſch, weil das die einzige Sprache war, die er verſtand. Es ſoll ſehr luſtig geweſen ſein, als die Kinder zum erſten Male mit Franzoſen zuſammenkamen!

Arme Beulemans!

Vlamen und Wallonen.

Jahrhundertelang wäre unſere Unterſtützung den Vlamen vom größten Nutzen geweſen, beſonders in Zeiten, in denen Völker und Länder noch Gegenſtand der Diplomatenmathematik waren, abgezogen und zugezählt und, wenn es

ſein mußte, auch einmal dividiert werden konnten. Dies letztere haben die Vlamen ihrer Volkseinheit zuliebe ſelbſt einmal mit Erfolg betrieben, als ſie nach der ſiegreichen Schlacht bei Kortryk über die Franzoſen in Brügge alle Welſchen totſchlugen. Heut haben die Vlamen in faſt hundertjährigem Kampf bewieſen, welch unzähmbaren Willen zur Volksexiſtenz ſie haben. Ohne Hilfe von außen haben ſie ſich, auch nahezu ohne Einbuße, erhalten, und ehe der Krieg ausbrach, war ihre Stellung gegen das verbündete Romanentum ſo ſtark, daß ihre weiteſten Vorpoſten ſchon um eine Perſonalunion von Wallonien und Vlamland plänkeln konnten. Jetzt iſt über walloniſches und vlamiſches Land der Krieg gegangen, das belgiſche Heer, das zu 65 Prozent aus Vlamen beſteht, iſt von der deutſchen Armee dezimiert worden, nördlich und ſüdlich der Maas iſt eine böſe Saat von Haß und Empörung aufgegangen. Das Merkwürdige dabei iſt: nicht nur gegen die Deutſchen richtet ſich der Haß, ſondern auch die gegenſeitige Abneigung der Vlamen und Wallonen iſt zu Haß geworden. Man wittert im Wallonen-, im Franzoſenlager den Ereigniſſen zum Trotz hinter dem Vlamen den Germanen, den Verwandten der Deutſchen, und kündigt ihm jetzt ſchon für die Zeit nach dem Krieg Fehde auf Tod und Leben an.

Daß die Suche nach dem Sündenbock, als welchen man die allein ſchuldige, aber rein walloniſche Regierung natürlich nicht verwenden will, den alten, direkten Weg gegen die Vlamen nimmt, zeigt den Holzkomment, der zwiſchen den zwei Raſſen in Belgien herrſcht. Ein kleines Beiſpiel möge das Bild beleuchten, das ſich Wallonen und Vlamen überhaupt vom Zuſammenleben verſchiedener Stämme machen: Es gehört zum Repertoire der im Exil erſcheinenden belgiſchen Blätter, daß ſie immer wieder von Schlägereien zwiſchen

bayerischen und preußischen Offizieren berichten, einmal seien nach solch einer freundnachbarlichen Auseinandersetzung sogar drei Särge mit den Opfern aus dem Palace-Hotel in Brüssel hinausgetragen worden. Es ist kaum nötig, über den Unsinn ein Wort zu verlieren, aber so stellt man sich eben in dem Land, dessen Wappen den Wahlspruch: Union fait la force! trägt, nach dem eigenen Beispiel die Nationalitätenkämpfe anderer Länder vor.

Das Verhältnis zwischen Vlamen und Wallonen ist ein ständiger Gradmesser des Kräfteverhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich, wobei sich Frankreich tatsächlich und dem nationalen Bewußtsein nach als das stärkere erweist. Nach menschlicher Voraussicht hätte der Sieg auf der Seite der Vlamen liegen müssen. Auf fruchtbarem Boden ansässig, an der meistbefahrenen Meeresküste, im Besitz des Ausfalltores für den gesamten mitteleuropäischen Handel bis hinunter nach Venedig und Genua, waren ihnen alle Möglichkeiten geboten, zu Reichtum und Macht zu gelangen. Sie fanden schon im 13. Jahrhundert den ihnen eigentümlichen Ausdruck: den der städtischen Macht, die immer zur Zersplitterung der Landesmacht führt, aber das einzelne Gemeinwesen fast unverhältnismäßig emportreibt. In diesen Städten, die den Reichtum und den Kunstgeschmack einer Welt beherbergten, wuchs aus dem goldnen Grund eine Kultur und ein Bürgerstolz, die sich politisch in stets erneuerter Auflehnung gegen jeden staatlichen Verband äußern mußten. Hier trat der erste Widerspruch zutage: kommerzielle und kulturelle Macht stand in einem Mißverhältnis zur militärischen, die freien flandrischen Städte konnten Kaiser und Könige durch Darlehen und Bündnisse zur Demütigung zwingen, ihnen aber nur zeitweise auf dem Schlachtfeld widerstehen, gelang es ihnen

einmal, so fielen auf seiten der Fürsten unschwer zu ersetzende Söldner, auf seiten der Städte aber Bürger, das heißt Träger ihres Handels, ihrer Zünfte, Künste, Geschicklichkeiten, all dessen, was eben die Größe der Städte ausmachte. Außerdem waren sie, sobald Fürstenmacht bei ihnen kräftig wurde, der begehrteste Besitz Europas, immer wieder als Hochzeitsgabe von einem Herrscherhaus dem andern zugebracht oder als Friedenspreis umkämpft.

Um Wallonien, das harte, weithin mit Wäldern bedeckte Land, ging der Streit nur nebenbei und selten. Noch heute zeigt das Verhältnis der vlamischen Städte mit über 20000 Einwohnern, deren es 12 gibt, zu den 7 wallonischen, wo seit jeher die begehrenswerten Streitgegenstände lagen; eine kulturelle Vergleichung spräche noch entschiedener für Vlamland, denn unter den wallonischen Städten sind Verviers, Seraing, Charleroi, Orte mit gewaltiger Gegenwartsbedeutung, die aber gänzlich geschichtslos sind oder wurden.

Da kam Reformation und Gegenreformation über Vlamen und Wallonen. Die Wallonen griffen schnell zu und ließen ebenso schnell fahren, als sich die Gewalt gegen den Protestantismus aussprach. Es wurde ihnen auch leichter, angesichts des Beispiels, das ihnen die älteste Tochter der Kirche, Frankreich, gab. Denn hier trug jahrhundertealte Saat zum erstenmal Früchte: die Verbreitung der französischen Sprache, die längst bei der Oberschicht das stammverwandte, ungelenke Wallonisch verdrängt hatte, das nie eine Schriftsprache gewesen war. Die Gewaltherrscher, selbst die Spanier, waren Fleisch von ihrem Fleisch und redeten in derselben Sprache, die ihnen als die vornehme galt. Lateinische Rasse und Katholizismus gehörten zusammen: die Wallonen wehrten sich nur wenig gegen diese von der Umwelt gepredigte geschichtliche Tatsache. An-

ders die Vlamen. Auch ihnen war, vorzüglich von den Hofhaltungen deutſcher Fürſtengeſchlechter, die Lehre eingehämmert worden, der gehobene Menſch ſpreche Franzöſiſch. Aber ſie kümmerten ſich nicht darum, denn Vlamiſch, die Sprache ihrer Gebete und Vergnügungen, war eine lebendige, in Wort und Schrift geübte Sprache, die allein in ihren Amtsſtuben und Gerichtshöfen galt; den Rhein herunter, auf der Schelde und der Maas, ſchwammen tauſend Schiffe, bemannt mit Menſchen, die ähnlich ſprachen wie ſie: der große Bruch war noch nicht durch die germaniſche Sprachwelt gegangen, der heute zur erbitterten Scheidung wurde. Die Reformation kam, packte die ſchweren, ernſten Menſchen und ließ ihre Beſten auch nicht los, als die Gegenreformation in den blutigen Fußſtapfen Philipps II., Albas, Alexanders von Parma über das Land ſchritt. Im Norden war ein Aſyl der Freiheit: die ſieben Provinzen der Generalſtaaten, über Inſeln gelagert und nie bezwungen. Wem Glaube mehr war als Heimaterde, der ſprang über die Schelde ins Geuſenland. Wer blieb, der ſchwieg und gehorchte. Ein Volk, das Philipp II. und Alba, nach verzweifeltem Widerſtand, ertragen hatte, das hatte des Kampfes entſagt. So inbrünſtig proteſtantiſch es geweſen war, ſo inbrünſtig katholiſch wurde es wieder. Die Zunge, die einſtmals das Spottlied vom Reinecke Voß geſungen hatte, war gelähmt. Arbeit, Kirche, Kirmes, Verzückung und animaliſcher Ausdruck wechſelten in dem Volk, dem man ſeine Schriftſprache genommen hatte, und deſſen herrlichſter Hafen, als gäbe die Natur ein Zeichen, hier gehe es mit einem Volk zu Ende, faſt zu gleicher Zeit verſandet war. Vom Reich keine Hilfe, die Herrſchenden fremd und franzöſiſch, die Unbeugſamen außer Land, die goldenen Städte verödet und wie Märchenburgen aus einer anderen Zeit verſchollen und ſtumm.

Digitized by Google

— „Begräbt man Ulenſpiegel, den Geiſt, und Nele, das Herz der Mutter Flandern? Auch ſie kann ſchlafen, aber ſterben, nein!“ Coſter ſang und fragte, als Flandern noch tief im Schlaf lag; und Coſter ſchrieb ſeine Beſchwörungen an die Mutter Flandern franzöſiſch, wie einſt Ulrich von Hutten ſeine deutſchen Kampfſchreie auf Latein.

Franzöſiſch! Das war die Parole für Vlamland und Wallonien geworden. Während das Reich zerfiel, hatte ſich im Weſten ein national bewußter und einheitlicher Staat mit dem ganzen Tatendrang ſeiner Stärke gebildet. Plötzlich waren die armen Wallonen die Herren geworden, nicht weil ſie den Vlamen überlegen waren, ſondern weil ihnen das wie angemeſſen ſaß, was die Vlamen mit Verwünſchungen trugen: das franzöſiſche Sprachkleid. Sie hatten ihre weltgeſchichtliche Rolle gefunden, die Avantgarde der franzöſiſchen Expanſion zu ſein, und hatten, im Gegenſatz zu den Vlamen, den ungeheuren Vorzug, die Vormacht ihrer Raſſe im Rücken zu haben. Deutſchland, ohne ſtaatsmänniſchen Blick, wohin ſein Schickſal drängte, dilettierte auf allen Schlachtfeldern aller Himmelsrichtungen; Frankreich hatte mit geſchloſſenem Willen zugleich ſein Programm entdeckt: der Rhein, die Grenze, in ſeiner ganzen Ausdehnung. Ludwig XIV. kam, der von der franzöſiſchen Amtsſprache, die ſchon von den Öſterreichern gepflegt wurde, für die vlamiſchſte Provinz Weſtflandern den Schritt zur franzöſiſchen Gerichtsſprache tat. Hinter ihm brauſte die Revolution drein, die ganze Arbeit machte: keine ſtaatliche Urkunde iſt anders als franzöſiſch gültig! Es iſt dies einer der Ausbrüche pedantiſcher Gleichmacherei, die der großen Revolution anhafteten, deren Führer ja zum Beiſpiel auch die Abſchaffung der Eigennamen zugunſten von Nummern erwogen. Mit der Gewiſſensfreiheit,

die die Revolution gleichfalls brachte, konnte man in Flandern und Brabant leider wenig mehr anfangen. Die Vereinigten Niederlande gingen in der Revolutionsnacht des Jahres 1830 in die Brüche. Am 10. November desſelben Jahres wurde das Königreich Belgien geboren, in dem bis heute der Geſetzestext nur in franzöſiſcher Faſſung bindende Geltung hat! Das wertvolle, mächtige Volk war unterlegen, weil das arme und dürftige einen ſtarken Bruder beſaß und — das ſind die Machtfaktoren unſerer Zeit — ſein harter Boden Schätze unerhörter Art barg. Die Kohlen haben Altflandern endgültig beſiegt, der rußige Elevator den Belfried!

Es iſt wenig mehr zu erzählen. Mit der Gründung des Königreichs Belgien und der Abbauung der walloniſchen Kohlenlager war der Sieg über die Vlamen entſchieden. Der Kampf ging weiter, und gerade in den letzten dreißig Jahren fielen verſchiedene Entſcheidungen in Sprachen- und Schulfragen für die Vlamen, aber die Wallonen blieben im ganzen was ſie waren: die Herrſchenden. Es iſt vielleicht das Empörendſte, was der Nationalitätenkampf in allen Völkern, Irland ausgenommen, aufzuweiſen hat, daß der vlamiſchen Sprache, die heute noch lebt, wie vor 600 Jahren, immer erſt dann Zugeſtändniſſe gemacht wurden, wenn vlamiſche Menſchenleben als Opfer gefallen waren. Zweimal wurden Vlamen in den letzten vierzig Jahren zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil ſie kein Franzöſiſch verſtanden und der hohe Gerichtshof kein Vlamiſch. Beide Male ſtellte ſich ihre Unſchuld Jahre nachher heraus, und beide Male ſchlug ſelbſt der Regierung und dem Parlament das Gewiſſen, in dem das in Belgien geſprochene Deutſch „keine richtige Sprache“ genannt, der dies Deutſch verteidigende Huysmans mit dem Ruf „Pruſſien“

Digitized by Google

begrüßt wurde und die überwiegende Mehrheit immer noch auf dem Standpunkt des Miniſterpräſidenten Charles Rogier ſtand, der 1842 die vlamiſche Gerichtsſprache damit ablehnte, daß er im Intereſſe einer guten Verwaltung die Alleinherrſchaft des Franzöſiſchen verlangte und mit dem Satz ſchloß: „Auf dieſe Weiſe werden die Vlamen, wenn man ſie zeitweilig der Vorteile von Ämtern beraubt, gezwungen ſein, Franzöſiſch zu lernen, und dadurch wird allmählich das germaniſche Element in Belgien ausgerottet werden.“ Der Kleinkampf tat alles in dieſer Richtung, und was mit Schikane nicht auszurichten war, gelang mit der geſchickten Ausnützung der Eitelkeit oder des ehrlichen Willens zum Vorwärtskommen. Nur Franzöſiſch ſprechen: dann kam man in die Beamtenkarriere, die gute Geſellſchaft, ins Geſchäft. Unlösbar, wie ſo vieles in dieſem Kampf zweier Völker, war auch der Konflikt eines vlamiſchen Vaters: hieß er ſeine Kinder Franzöſiſch lernen, ſo gingen ſie der nationalen Sache faſt ſicher verloren, kamen aber vorwärts; tat er's nicht, ſo konnten ſie nicht einmal einen Buchhalterpoſten erringen. Wallonen verwalteten die Preiſe, die artigen Vlamen für nationales Wohlverhalten zugemeſſen wurden. Dagegen kann kein noch ſo ſtarkes Volksbewußtſein ankommen, beſonders wenn ihm der Weg zur Bildung, zu Examen und Einkünften, durch eine franzöſiſche Univerſität vorgeſchrieben iſt. Am Klerus ſieht man das Syſtem, die Krippe nach dem franzöſiſchen Vokabelſtand zuzumeſſen, am beſten: die kleinen Dorfpfarrer ſind in Vlamland alle vlamiſch geſinnt und daher Stützen der vlamiſchen Partei; je höher es geht, deſto franzöſiſcher wird der Klerus, er geht Hand in Hand mit der herrſchenden Schicht, bis er ſeine Spitze in einem hervorragenden Träger franzöſiſch geſchulten Geiſtes findet, dem Primas von Belgien Mercier, der in der Vlamenſtadt

Mecheln reſidiert, wo 6,4 Prozent der Einwohner die franzöſiſche Umgangsſprache gebrauchen.

Mit Werturteilen und Stammbaumforſchungen aus grauer Vorzeit kommt man nicht durch. Sicherlich waren die Vlamen einmal den Wallonen um eine herrliche Kultur voraus; ſeit die Wallonen ihr Erbteil unter der Erde entdeckten, haben ſie blitzſchnell nachgelernt und ſind heut eines der geſchickteſten, fleißigſten Völker; die Vlamen bereiten ihre neue Zukunft erſt vor. Sicherlich ſind die Vlamen urſprünglich aus derſelben Wurzel gewachſen wie wir; aber wir haben ſie immer weiter abtreiben laſſen, wir haben keinen Finger für ſie gerührt; ſeit zum letzten Male ein ſtaatliches Band zwiſchen ihnen und uns beſtand, ſind ſie zu politiſchen Katholiken und das Deutſche Reich (wenigſtens im ſchiefen Schlagwort) zur „proteſtantiſchen Vormacht" geworden. Sie haben mit den Wallonen wirtſchaftliche Intereſſen, eine lange Geſchichte, die Religion und heute ein ſchweres Schickſal gemeinſam. All das wird auch ein gegenſeitiger Haß nicht von einem Tag auf den andern einreißen. Dazu kommt die unglücklich-widerſinnige Wendung, daß Vlamland, durch den Kampf um Antwerpen und die Rieſenſchlacht in Weſtflandern, weit mehr leiden mußte als Wallonien. Werden wir uns vor Ideologien genug zu hüten wiſſen, an denen unſere Politik immer wieder leidet, manchmal ſcheitert, des öfteren lächerlich wird? Blut mag dicker ſein als Waſſer, aber ſicherlich ſind Zeit und Entwöhnung ſtärker, als jede Eintragung ins Kirchenbuch. Wir haben in Deutſchland ein paar ſpaßige Spezialiſten, die längſt nachgewieſen haben, Jeſus von Nazareth ſei ein Germane geweſen; man möge ſie von dem Rückſchluß abhalten, daß alle Germanen draußen, bei der ferneren und näheren Verwandtſchaft, als Meſſiaſſe begrüßt werden!

Brüſſel von heute.

Brüſſel iſt ohne Kampf übergeben worden. Regierung und Preſſe haben ſeine Bewohner ſo unverantwortlich genarrt, daß ſie die erſte heſſiſche Landwehrabteilung, die in die Stadt einzog, für einen erſten Gefangenentransport hielten und jubelnd empfingen. Die Täuſchung verflog raſch, um einer neuen Platz zu machen, und wenn Brüſſel heute ſo ruhig und manchmal faſt heiter iſt, ſo liegt das in dem unerſchütterlichen Glauben, die deutſche Herrſchaft da droben in der Rue de la Loi werde in Bälde zerplatzen wie eine Seifenblaſe. Vorerſt ſitzt ſie feſt und lebt des entgegengeſetzten unerſchütterlichen Glaubens, mit beſſerem Grund als die Brüſſeler. Sie hat der Reſidenzſtadt völlig Geſicht und Gewohnheiten gelaſſen; was von ihr neu eingeführt wurde, iſt zum Beſten von Stadt und Land geſchehen, von der deutſchen Zeit, die einen einheitlichen Eiſenbahnbetrieb mit Deutſchland ermöglicht, bis zum Zwangswechſelkurs, der die belgiſche Währung vor völligem Bankerott ſchützt. Die Polizeiſtunde um 11 Uhr und das Schnapsverbot ſind ſelbſtverſtändliche Maßnahmen, die Einführung der Sittenkontrolle war mehr als notwendig, und die Androhung vielfach erhöhter Steuern für alle, die am 1. März nicht in die Heimat zurückgekehrt wären, trifft die Zahlungsfähigen zugunſten der Ärmeren.

Man kann nicht jeden Tag eine eroberte Stadt ſehen. Wer aber die Einwirkungen der Okkupation ſtudieren will und dabei den Volkscharakter nachprüfen möchte, mache einmal einen gründlichen Gang durch die Reſidenz des deutſchen Generalgouverneurs. Von den Miniſterien, vor denen ſchwarzweißrote Fahnen hängen, bis zum Hafen, vom Morgen in die Nacht.

Digitized by Google

Um die Regierungsgebäude, den Boulevard du Regent entlang, ſtehen in dem dunſtigen Morgen viele Häuſer mit geſchloſſenen Fenſterläden. Die untere Stadt liegt noch völlig im Frühnebel, der ſich nach belgiſcher Zeit zu richten ſcheint. Hier oben iſt die Verwaltungsmaſchine ſchon feſt im Gang; die Belgier haben ſich an den frühen Geſchäftsanfang gewöhnt und ſind in allen Bureaus zu finden. Die verſchloſſenen Häuſer lehnen jeden Verkehr mit dieſem neuen Brüſſel ab und ſcheinen es peinlich zu empfinden, daß ſie jetzt eben Gegenſtand einer ſaftigen Steuerberechnung ſind. Alle freilich ſind nicht rein proteſtleriſch aufzufaſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß einſtens die Zahl der femmes entretenues in Brüſſel Legion war. Jeder ſkrupelvolle Ehemann und Junggeſelle in London, Paris, Lille, Charleroi, Lüttich, Verviers und vielen andern Städten, dem es mit der Reinhaltung nicht nur ſeines Hauſes, ſondern auch ſeiner Stadt ernſt war, mietete ſich in Brüſſel ein pied-à-terre und, da er gerade dabei war, ſetzte er eine jüngere oder ältere Dame in dies zweite traute Heim, je nachdem ſein Alter und ſein Wunſch war, einen Liebeslenz oder die Kopie eines Eheſommers zu erleben. All dieſe Damen haben, ihren Verbindungen mit der Hautevolee entſprechend, deren Flucht über Antwerpen, Oſtende nach dem Haag oder nach London mitgemacht. Welchem Elend ſie dabei zum Teil entgegengingen, zeigt folgende kleine Geſchichte, die den belgiſchen Ariſtokratinnen eines Flüchtlingskomitees in Holland viel Kopfzerbrechen machte. Zur Patroneſſe kam nämlich eine kleine Baronin und fragte: „Qu'est-ce que je dois faire? Voilà une demoiselle qui veut avoir un corset rose décolleté — pour son travail?!“

Dieſe Damen kommen natürlich auf keine Steuerpreſſion hin zurück, da ſie, im antiken Sinn, ja all das Ihrige bei ſich

tragen. Und die andern Inhaber der geſchloſſenen Fenſterläden werden auch nicht leicht zur Rückkehr zu bewegen ſein. Sicherlich würden ſie die Steuererhöhung gern vermeiden, weil ſie bei ihrem Beſitz zu faſſen ſind; aber liegt ihre ganze Hoffnung nicht in der Vertreibung des Feindes aus Belgien? So kämen ſie, ihrer Berechnung nach, bei der Heimkehr geradeswegs ins heftigſte Kriegsgetümmel, was ſie ja ſchon beim erſtenmal vermeiden wollten — und ſo werden viele in London ſitzenbleiben.

Von der Kongreßſäule ſtürzt die Straße abwärts in die Unterſtadt. Für die Blutloſigkeit der belgiſchen Staatsſchöpfung, ihre rein abſtrakte Unnatur, iſt vielleicht nichts ſo lehrreich wie die Brüſſeler Straßennamen. Drunten im alten vlamiſchen Brüſſel, der Stadt der fetten Weide, wo die heilige Gudula eigentlich an Hand von Ulenſpiegels Roſenkranz aus Fettammern verehrt werden müßte, an dem die Paternoſter Schnepfen ſind und das Kredo ein gemäſteter Kapaun iſt; wo die Menſchen dicht und laut aufeinander hauſen und die Kinder wimmeln, da ſtehen Straßennamen, die man eigentlich ſchmatzen und nicht ſprechen ſollte: Fleiſch- und Brotſtraße, Gockelmarkt, Suppenkräutergaſſe, Schinken-, Käs-, Fiſch- und Schweinemarkt, ſo, wie die Reſtaurants Filet de Sole oder Epaule de Mouton und ähnlich appetitanregend heißen. In der neuen Oberſtadt aber herrſchen die Begriffe, die ſich, trotz Goethe, dann einſtellen, wenn die gewachſene Natur fehlt. Da gibt's eine Tätigkeits-, Autonomie-, Wohltätigkeits-, Troſt-, Erziehungs-, Unterrichts-, Unabhängigkeits-, Geſetzes-, Preſſe-, Wiſſenſchaftsſtraße, kein Tier, kein Baum, kein Kraut, keine geſchichtliche Tatſache, die über 1830 hinausgriffe, gilt da droben, in der papierenen Schöpfung ratloſer Diplomaten.

An Sankt Gudula vorbei nach dem Großen Platz, wo die Postkartenverkäufer heut beſſere Geſchäfte machen als je zur Zeit des Fremdenverkehrs friedlicher Obſervanz. Hier, im Netz der Gaſſen, wo die Handwerker und kleinen Kaufleute wohnen und alle Geſchäftswege einander kreuzen, bietet Brüſſel vollſtändig das heitere Bild einer Stadt in der Morgenbetriebſamkeit. Nichts als Gewerbe und Emſigkeit, und nur die ablöſende Wache, faſt eine Kompagnie, die zwiſchen den goldenen Häuſern aufzieht, erinnert an den Kampf draußen. Die Landſturmmänner ſehen ganz unwahrſcheinlich aus, vor dieſen feſtlich unwirklichen Faſſaden, die eine überreiche Zeit einmal vor ihre Alltäglichkeit geſtellt hat. Wenn ſie, in langem Zug, durch eine enge Tür der alten Zunfthäuſer verſchwinden, ohne daß man ſich hinter dem ſchmalen Torgelaß vorſtellen kann, wie ſie da unterzubringen ſeien, dann wirken die goldenen Märchenhäuſer faſt wie Kuliſſen, und niemand würde erſtaunen, wenn ſich der letzte umkehrte und einſetzte:

„Dieſe Menge, im Gedränge!
Wie das kommt, geht und bleibt,
Närriſch Volk umher ſich treibt . . .“

An den Straßenecken gegen den Boulevard zu haben die Bouquiniſtes ihre fahrbaren Stände aufgeſchlagen, wahrſte Schmutzfuhren, mit einer kaum glaublichen Auswahl der ödeſten Pornographie. Überall werden deutſche Zeitungen ausgerufen; das endloſe Gegröhle der franzöſiſch-belgiſchen überheult die Straßen erſt am Spätnachmittag. In den kleinen Ausſchenken am Boulevard Anſpach hat ſich eine neue Induſtrie gebildet. Die Wirte geben in großen Buchſtaben bekannt, daß ſie ſich mit der Aufſuchung von Gefangenenadreſſen befaſſen. Am Fenſter kleben ein Dutzend Briefe, mit ſchweren verworrenen Aufſchriften, die in irgendein Ge-

fangenenlager abgehen ſollen. Eine Liſte mit Namen hängt daneben, deren Träger verſchollen ſind, irgendwo in Frankreich, ohne ſich zu melden und ſo die Aufmerkſamkeit der belgiſchen Werber zu erregen, oder gar in einer der ſumpfigen Überſchwemmungen, mit denen Antwerpen und jetzt Flandern gerettet werden ſollten, lautlos untergegangen ſind. Es iſt einem wie eine plötzliche neue Entdeckung: du biſt in einem Land, deſſen Armee immer noch, unbelehrt von allen Ereigniſſen, an der Grenze eines andern kämpft! In der Oberſtadt begegnet man auf Schritt und Tritt Damen in einer eleganten Witwentracht; hier unten, wo ſich eine wimmelnde Menſchheit immer wieder unermüdlich auffüllt und vermehrt, hat man für ſolches Zurſchautragen (denn die Witwentracht iſt oft nur Proteſttracht, Trauer ums Vaterland im allgemeinen) keine Zeit oder keinen Sinn. Es gibt genug beraubte Frauen und Mütter; aber das Leben geht weiter, und weſſen Mann oder Sohn gefangen iſt, gibt Adreſſe und Beruf oder die Anfrage an den kleinen Bierwirt, der für ein paar Sous alles beſorgt. Von der großen Induſtrie der heimlichen Briefbeförderung über die Grenze merkt man öffentlich natürlich nichts; aber Belgier haben mir erzählt, daß ihnen von waghalſigen Spekulanten das Haus eingelaufen wird und der Tarif, mit und ohne Rückſchein, allgemein bekannt ſei; dieſe Unternehmer wagen, im vollſten Wortſinn, ihren Hals. Aber, mein Gott, man muß verdienen . . .

Den Boulevard d'Anvers gehts hinaus zum Meerhafen, wo der Kanal von Charleroi mündet und der durch den Kanal von Willebroeck direkt mit der Schelde und ſo mit dem Meer verbunden iſt. Rechts liegt Schloß Laeken, wo die Töchter Leopolds II. vergeblich zum Sterbebett ihres Vaters vordringen wollten, der hier inmitten einer Leere, wie nach einem

Auszug, ſtarb, nachdem er bis zum letzten Seufzer mit eigener Hand den Auktionarhammer geführt hatte. Am Baſſin Vergote gleitet ein Kran hin und her, faſt wie ſuchend und packt gewaltig zu, wenn er ein Maul voll Kohlen erwiſcht. Es iſt nicht ſehr viel los, wenn auch von Charleroi auf dem Kanal täglich die Kohlenſchiffe ankommen, aus- und umgeladen werden oder via Antwerpen nach Deutſchland, meiſtens nach Mannheim, weitergehen. Auch Kohlen aus dem rheiniſch-weſtfäliſchen Kohlengebiet kommen an, Magerkohle, die gleiche, die abgeht. Warum? Dieſe berechtigte Frage beantwortet die Kanalgebührenordnung. Die Fracht pro Tonne beträgt nämlich von Charleroi nach Antwerpen ungefähr 7, von Charleroi nach Ruhrort ungefähr 4, und von Ruhrort nach Antwerpen ungefähr 2 Franken, ſo daß die deutſche Kohle in Antwerpen billiger zu haben iſt als die belgiſche und darum ein ewiger Zirkel von Einfuhr und Ausfuhr entſteht. Die hohen Gebühren von Charleroi erklären ſich wieder aus der Enge der dortigen Kanalbetten, die für große lukrative Boote nicht befahrbar ſind. Am Landungsplatz der Charbonniere häufen ſich ſchwarze Berge, die für den Straßenverkauf in zweirädrige Wagen geladen werden. Weiter unten am Quai liegen hochbeladene Kähne mit amerikaniſchem Mehl, dazwiſchen Schiffsladungen von deutſchem Salz, und ganze Feſtungswerke ſind aus Ziegelſteinen aufgeſchichtet, die jetzt keine Abnehmer finden. Wir bummeln die Baſſins entlang, über tote Schienenbündel, vorbei an ungeheuren Lagerſchuppen, vor denen deutſche Poſten ſtehen, durch den ſpärlichen Kleinkram, mit dem Hafenarbeiter und Schiffe ein paar Groſchen verdienen. Vorne im großen Baſſin lagen noch holländiſche und deutſche Kanalboote; hier in den ſchmaleren Becken liegen, wie große Sardinenbüchſen in der Form,

die kleinen belgiſchen „Baquets", in Reih und Glied geordnet, regungslos. Am Ufer werden aus den Booten Rotkohl, Sardellen und vor allem Muſcheln verkauft, um die ſich ein dichter Menſchenhaufen reißt. Es iſt ein ſeltſamer Gerümpelwinkel, die Gegend um dieſen ſcheinlebendigen Hafen, als habe man die unwahrſcheinlichſten Dinge wirr durcheinander geſtellt, als ſich Brüſſel aus Leopolds Gnaden neu einrichtete. Drüben Schloß Laeken, dann der ſchwarze öde Hafen, einſame, vielſtöckige Mietshäuſer, plötzlich mitten in die dunkle Fläche geſtellt, um andere anzuziehen, die eine Straße mit bilden ſollen; hinter ſchmutzigen Brandmauern mit einemmal die verwaſchene Kuliſſenpracht einer Berg-Rutſchbahn, Gletſcherfirnen und berußte Almenmatten, lockende Attraktion eines verlaſſenen Lunaparks, und vorn am Kanal eine zinnengekrönte Kaſerne, deutſche Fahnen, deutſche Schilderhäuſer und Schildwachen, wo jetzt mit Trommeln und Pfeifen eine deutſche Soldatenabteilung einmarſchiert und das halbe Hafenviertel hinterdrein rennt, mit Holzpantoffeln und Muſchelkörben. Barhäuptige Mädchen mit Ponyfriſuren und in den weiten, ſchwarzen Schal gewickelt, von äußerſter Schlampigkeit, lehnen neben dem Kaſernentor ... Drüben überm Kanal, an der Grenze des Weichbilds und der Endſtation der Elektriſchen zeigt ſich das Bild, das heute für Belgien typiſch iſt, rührend und komiſch: eine Anſammlung der ſeltſamſten Fuhrwerke, die man ſich denken kann. Uralte Pritſchenwagen, Landauer, Planwagen, Leiterwagen, manchmal nur eine rieſige Kiſte auf ein Rädergeſtell genagelt, in die die Paſſagiere ſchlüpfen wie in ein Faß und ſich dann auf ſchmalen Pritſchen im Dunkel gegenüberſitzen: ſo fahren heute, wo viele Kleinbahnen ſtillſtehen, oder wo zu ihrer Benützung ein Paß notwendig iſt, die Belgier über Land, bis Charleroi hinauf, bis Antwerpen

hinunter. Damen, Pfarrer, Bauern, Geſchäftsreiſende, alles hockt nebeneinander in den ächzenden Käſten, deren Mehrzahl an keine Auferſtehung mehr aus dem letzten Winkel der Remiſe geglaubt hätte. Jetzt, wo der Paßzwang für den größten Teil des okkupierten Gebiets aufgehoben iſt, wird die beſte Zeit dieſer Armeſünderkarren vorbei ſein. Wie Geſpenſter ſtanden ſie immer zuſammen, am Ende der troſtloſen Vorſtadtſtraßen.

Aber jetzt iſt's Spätnachmittag. Die Stimmen der Zeitungsverkäuferinnen kreiſchen wie Sirenen durch die vollen Straßen. Hinter dem Juſtizpalaſt, in einer engen Straße, preßt ſich die vlamiſche Bevölkerung zuſammen, wie die Amſterdamer in der Calwerſtraat; beide haben das Bedürfnis, dicht aufeinander ſich zu fühlen, um das animaliſche Gefühl des Volks zu heben. Auf dem Boulevard Anſpach drängt ſich die Großſtadt; man kommt nur langſam vorwärts, viele Soldaten mit umgehängtem Gewehr gehen und ſtehen, und noch viel, viel mehr Frauen. Die ſittenpolizeiliche Razzia, die nur ſanitäre Geſichtspunkte kennt, hat den Beſtand kaum ſichtbar vermindert. „Mein Gott! Die Frauen!“ ſagte der oſtpreußiſche Hauptmann neben mir, der direkt von Königsberg (Königsberg!) nach Brüſſel verſetzt worden war. Bis jetzt lagen ſie in den Fenſtern der Zwiſchengeſchoſſe des Boulevards, um durch den auffallenden Gegenſatz zwiſchen Nachmittagsſtunde und Nachtgewand zu wirken. Jetzt ſind ſie überall und vor allem bereit, ihre neueſten deutſchen Brocken an den Mann zu bringen.

Das Angebot an Wirtſchaften iſt gigantiſch. Sie haben ſich — nächſt den Mädchen — am ſchnellſten auf die Okkupation eingerichtet. Die feinen natürlich nicht, die ſehr gut wiſſen, daß ſie deſto beſſer florieren, je mehr ſie franzöſiſch-belgiſch ſind. Denn aufs Eſſen verſteht man ſich in Brüſſel,

wenn man auch im Trinken etwas einseitig ist: Bordeaux, Burgunder, Champagner, sonst nichts. Die Bierwirtschaften haben sich völlig dem Geschmack der neuen Gäste angepaßt. Auch die Nachtlokale, wenn man bei einer Polizeistunde um 11 Uhr von solchen reden kann, suchen sich, bei dem Abgang an goldener Jugend, deutsche Kundschaft. Überall stehen ihre Zettelverteiler, rühmen ihre „20 Tanzerinns" und ihren deutschen Bariton oder legen den deutschen Soldaten schriftlich die Frage vor: „Woh gehen wier Essen?", um sie prompt selbst zu beantworten: „4te Straß link am Boulevard! Geflegte Weine!" Wir werden uns das merken, um so mehr als besagtes Lokal bis 12 Uhr aufhaben darf. Erst ißt man in einem der vorzüglichen Weinlokale, dann geht man in eine Pilsnerstube, wo man einen ziemlichen Prozentsatz der Verwaltung trifft, oder in ein Tanzlokal, das allerdings schon um 11 Uhr geschlossen wird. Bitte einzutreten. Die Pracht ist international; unnennbar erregende Dämmerbeleuchtung; jeder Tisch besetzt; in der Mitte ein mühsam freigehaltener Platz, auf dem eine Dame, die nichts an hat als den blauen Lichtstrahl des Scheinwerfers und einen Perlenvorhang, klassische Posen annimmt, wie sich eine bestimmte Art von Ansichtskarteninduſtrie solche vorstellt. Im Hintergrund zwei Uniformen, sonst fast keine Deutschen, nur Belgier; ein Wust von Weibern, schiefe Hüte, Sekt, Geschrei. Die klassische Dame verneigt sich, nimmt rasch statt des blauen Lichtstrahls einen Mantel und bei ihren Gönnern Platz. Hellstes Licht, rasender Twostep, die Manege randvoll von Mädels, alle in Baby-Hängerchen, zwei tanzen und marschieren anlockend, eine dritte hängt sich an sie, eine vierte, fünfte, ein Pariser von Brüssel umwatet den Baby-Knäuel und schlägt einen Eiskübel wie ein Tambourin, der Ober, Flaschen balancierend,

verſucht die Manege zu kreuzen, der Pariſer umfaßt ihn, pas de deux, der Ober wirft die Beine, entzückteſtes Kreiſchen, ſtellenloſe Damen werfen ſich in den Aufruhr wie in ein Bad, die Herren ſteigen auf den Tiſch, bacchantiſches Geſchrei, die Muſik raſt, Chorgebrüll vom „Kleinen Lohn", Arme und Beine wirbeln, Delirium... langſames, ſehr betrunkenes Abflauen, verbunden mit Einkaſſieren des Obers, der Muſik, der Klaſſikerin, der Tanzmädels, der Garderobefrau; ein Herr durchwandert die verſchlungenen Knäuel und flüſtert von Ohr zu Ohr: „Onze heures s'il-vous-plait! Le diner est servi! Au premier . . ." Geſchloſſene Geſellſchaft!

Draußen, ganz in der Nähe, vor Sankt Katherinen, ſtand einmal das Ferrerdenkmal. Selbſt die letzten Zigarrenläden haben geſchloſſen. Wir bleiben einen Augenblick ſtehen und überlegen: Iſt das nun völlige Wurzelloſigkeit? Der Feind im Land, Eroberer über ihnen, und dennoch das raſtloſe Bemühen, die Rudimente eines einſt köſtlichen Nachtlebens zu konſervieren. Ganz wie ihre Landsleute im Haag und in Amſterdam. Iſt in dieſer anationalen Nation die Arbeitsteilung, der Triumph ihrer Induſtrie, bis ins letzte durchgeführt? Den einen der Schmerz über das verlorene Vaterland, den andern die Hochhaltung, auch in ungünſtigſter Zeit, des Weltrufs vom pariſeriſchen Brüſſel? Beiden Teilen werden harte Anforderungen geſtellt. Die eine ſteht vor dem drohenden Verluſt des letzten Landzipfels. Wie aber, wenn die andere vor die Tatſache der letzten Champagnerflaſche geſtellt wird?

Auf zur letzten Möglichkeit: „Vierte Straß link!" Hier gibt's Bier oder Kaffee; das Lokal iſt ſo voll, als es nur irgend geht; als hätte ein Beſen alles zuſammengekehrt, was in der Öde der großen Boulevards noch dahinſchlich. Die Kellner all der Wirtſchaften mit 11 Uhr-Schluß, kleine Ko-

kotten, Soldaten bis zum Leutnant, deutſche Kaufleute, Feldpoſtbeamte, Spießer; eine ſo typiſch deutſche Gruppe dazwiſchen: drei recht Entnüchterte, die den Welträtſeln beizukommen ſuchen und alle zugleich reden. Faſt kein Franzöſiſch, außer von den Mädchen, viel vlamiſch, noch mehr deutſch. Merkwürdige Kerle reden einen in der Mutterſprache an: zertrümmerte Menſchen, die vor langen Jahren in Brüſſel untergegangen ſind und trotz der Ausweiſung am Kriegsanfang in ihren Löchern blieben; jetzt kriechen ſie im Glanz des Sieges hervor und wollen ihr jahrelanges Verachtetſein rächen. Sie wiſpern Verleumdungen und Andeutungen und bieten zwiſchendurch gefällige Adreſſen an; ob du Landesverräter oder ein Schäferſtündchen geliefert haben willſt, iſt ihnen einerlei und ſchließlich ſind ſie mit einem Glas Bier zufrieden. Über allem liegt die Unwirklichkeit der ſpäten Stunde, ringsum iſt die Stadt wie tot (von einigen recht lebendigen Gaſſen abgeſehen). Man jagt das Geſchmeiß von ſich und hört auf die andere Seite. Da ſitzt ein Berliner Landwehrmann, ſeligſtes Behagen, der faſt nur einen Satz hat: „Menſch, Menſch! Daß es ſo was giebt!" — 100 Kilometer, knappe drei Stunden mit dem Auto, iſt die Front entfernt und der Mann kroch heute Mittag aus der Erddeckung! Plötzlich weiß man's wieder: wir ſind der Feind, hier in dieſer Stadt des Wohllebens und der Sicherheit, und ein paar Stunden weſtwärts ſitzt der Tod hinter jeder Hecke und jedem Wall. Der Friede, den wir hier manchmal mit vollen Backentaſchen genießen, iſt ein Geſchenk der ſchmutzigen müden Männer, die von Zeit zu Zeit abgelöſt und zur Erholung nach Brüſſel kommen. Wir ſitzen in Sicherheit und auch ſchon faſt in allen Sumpflöchern der Sicherheit wieder — und dann kommt ein Menſch, der Gewaſchenſein und Satteſſen auf weißem Tiſchtuch wie ein Got-

tesgeſchenk begrüßt, ſtammelnd und wortkarg. Seht ihn, er ſtrahlt, er iſt faſt atemlos vor Staunen, nichts, was Rührſeligkeit oder Selbſtbedauern an ihm wäre; aber ſein ewiges: „Menſch, Menſch!!“ hat etwas von der ſtrahlenden Monotonie des Fidelio-Schluſſes, dieſer unerſättlichen Wiederholungen der Seligkeit im Licht, getragen von der männlichſten Tonart, Marſch der wahren Erdenkinder aus Tod und Moder zurück in die helle Menſchlichkeit!

12 Uhr!

Das zerſtörte Land.

Belgien iſt im guten und im böſen Sinn faſt nichts als Antwerpen und Umgebung. Die Förderung dieſes Rieſenhafens lag dem ganzen Land nicht nur am Herzen, ſondern beeinflußte direkt ſeine Handels- und Verkehrsgeſtaltung. Das ganze Land war dieſer einen Stadt tributpflichtig, richtete ſeine Eiſenbahn- und Kanalanlagen nach ihren Bedürfniſſen und zinſte für ihre Docks und Schleuſen. Und wie der Hafen im Frieden, ſo hat die Feſtung Antwerpen im Krieg das ganze Land in ihr Schickſal hereinbezogen. Solange ſie ſich hielt, war ſie die Hoffnung, als ſie fiel, war das Geſchick des Landes mitentſchieden, während der Kampf um ſie ging, hat ſie der Hälfte Belgiens direkt und der anderen indirekt den größten Schaden zugefügt.

Die Belgier haben eine beſtimmte Art von Größenwahn. Genährt wird er durch den Gegenſatz, in dem die Kleinheit ihres Landes zu ſeiner Bedeutung im Welthandel ſteht. Bodenſchätze, glückliche geographiſche Lage als Ausfallspforte des ganzen mitteleuropäiſchen Wirtſchaftsgebietes, billige Lebens-

bedingungen und damit billige Arbeitskräfte, alles hilft zusammen, um Belgien eine Bedeutung zu geben, die besonders hervortritt neben der Feststellung: Belgien ist nur so groß wie Baden und Elsaß-Lothringen zusammen. Das Kongogeld, das in Brüssel und Antwerpen eine ähnliche Rolle spielt wie das westindische im Haag und in Amsterdam, häuft neben den alten vlamischen und den neueren wallonischen Kohlenreichtümern allerneueste und allergrößte, die sich dank den mehr als hundert Kongogesellschaften ständig vermehren. Aus all dem wuchs die Lust am Superlativ, der sich im Brüsseler Justizpalast (zweigesternt im Baedeker; 17 Jahre Bauzeit, 44 Millionen Baukosten, 24600 Quadratmeter bebaute Fläche, um 9000 Quadratmeter mehr als die Peterskirche, größter Monumentalbau des 19. Jahrhunderts) in gigantischer Scheußlichkeit austobte. Zum engsten Eisenbahnnetz und zur dichtesten Bevölkerung mußte der größte Hafen und die gewaltigste Festung kommen. Dem Umfang dieser Festung ist nun das vlamische Land zum Opfer gefallen, in einer Phase des Kriegs, wo dies Opfer in keinem Verhältnis zum Nutzen mehr stehen konnte.

Der Weg nach Westen stand für unsere Heere offen; Antwerpen wurde unter die Aufsicht einer verblüffend kleinen Armee gestellt, der Kampf um die Entscheidung ging ganz wo anders, zwischen Marne und Aisne, weiter. Nach dem Fall von Lüttich hatte die deutsche Regierung noch einmal an den gesunden Menschenverstand der belgischen appelliert, um sie zur Neutralität und damit zur uneingeschränkten Wahrung ihrer Unabhängigkeit und ihres Besitzstandes zu bewegen. Der Appell blieb unbeachtet; der Glaube an die Uneinnehmbarkeit der größten Festung steifte König Albert den Nacken ebenso wie die Hoffnung auf englischen Entsatz: der Kampf

Digitized by Google

um Belgien ging weiter. Für uns hieß das eine ärgerliche Beläſtigung, der man ſich ohne Aufregung erwehren kann, für das vlamiſche Belgien aber hieß es faſt Vernichtung. Wären unſere Kriegsmaſchinen nicht ſo vervollkommnet und daher von ſo ſchneller Wirkung geweſen, ſo wären, nach einem längeren Kampf Flandern, Antwerpen und Brabant heute Trümmerſtätten.

Waelhem, dicht hinter Mecheln, iſt das ſüdlichſte Antwerpener Fort. Von hier wurde der Kampf am nächſten vor Brüſſel getragen, bis Vilvorde, dem erſten der zerſchoſſenen Orte, wenn man im Auto, an den rieſigen Induſtrie-Ausläufern Brüſſels vorbei die Straße nach Antwerpen fährt. Erſtes Frühlingslicht in der Luft und die Landſtraße noch leicht gefroren. Die kleinen Schlöſſer ſtehen blind und leer in ihren Gärten, an der Kahlheit der Büſche und Bäume ſchwellen ſchon wieder Blattknoſpen. Neben der zerſchmetterten Kirche von Vilvorde hält uns ein kleines Mädchen die Sammelbüchſe entgegen für die, die kein Dach mehr ſchützt! In dem engen Kirchhof ſind neue Gräber neben und über die alten geworfen, als habe die Erde nicht Raum für ſo viel Tote. Der Wagen fährt langſamer durch die eintönige Zerſtörung. Zur rechten Hand ſtehen in dem feuchten Braungrün der Landſchaft hohe, halbfertige Viadukte, die noch durch keinen Damm verbunden ſind, jeder war im Herbſt heiß umkämpft, Gewächshäuſer, an denen keine Scheibe mehr heil iſt, wie nach einem Erdbeben, überſchwemmte Wieſen, über denen der Februarmorgen wie Marienglas liegt. Mecheln!

Der Turm, der ſo bizarr wie eine Tropfſteinbildung ſcheint und ſo edel wie eine ſilberne Monſtranz iſt, ſtand ſchon lange vor dem hellen Himmel. Er iſt ſo unbekümmert ſchön wie je, der Leib der Kirche trägt die Wunden der Granaten von

Waelhem, die noch einſchlugen, als der deutſche Kunſtſachverſtändige, Geheimrat v. Falke, die Bergungsarbeiten der Koſtbarkeiten leitete. Schmutzige Kinder, haufenweiſe, mit ausgeſtreckten Händen, betteln an der Kirchentür von Sankt Romuald; drinnen iſt Hochamt. Vor der hellen Holzverſchalung, die die deutſche Verwaltung vor den Chor und unter das durchſchlagene Dach geſpannt hat, ragt der Altaraufbau; die Wandlung geht durch das Allerheiligſte, violette Prieſter neigen ſich und knien. Im Schnitzwerk der Chorſtühle leuchtet der weiße Kopf des Kardinals Mercier; Frühlingsſonne füllt die Schönheit des Gewölbes, das tagelang einſam, ohne daß ein Menſch in der Stadt geweſen wäre, im Artillerieduell ſtand. Draußen auf dem großen Platz iſt die zweckloſe Anſammlung müßiger Männer, die man in jeder belgiſchen Stadt ſehen kann. Hier und da iſt ein Haus herausgeriſſen, aber nichts Unerſetzliches iſt zugrunde gegangen. In den moosgrünen Gärten an der Dyle ſtehen die klöſterlichen oder patriziſchen Häuſer, als hätten ſie nichts vom Krieg gehört. Wir gehen durch die Kreuzgänge des Hoſpitals von Unſrer lieben Frau, in dem belgiſche Schweſtern und deutſche Ärzte arbeiten. „Schwerverwundete," ſagt der junge Doktor, „hab' ich ſeit Monaten nicht mehr geſehen, ſo wenig wie die Kollegen in Brüſſel. Und Leichtverwundete auch nicht." Wir ſind im Frieden, die Ruinen in manchen Gaſſen ſind Vergangenheit.

Nun können wir rechts oder links fahren, nach Dendermonde oder nach Duffel und Lier, nach beiden Seiten in die Verwüſtung, nach beiden Seiten am äußerſten Fortgürtel Antwerpens entlang. Es iſt kaum übertrieben, wenn man ſagt: Dendermonde (Termonde) exiſtiert nicht mehr. An der Dender ſtehen noch zwei niedere Häuſerreihen, mehr Hütten als Häuſer, dahinter das Zuchthaus und der Marché au Lier

iſt noch ziemlich erhalten, zuſamt dem Denkmal des Dichters van Duyſe, der ſüßlich lächelnd in die zerſtampften Straßen hinausſieht. Fünfmal wurde Dendermonde umkämpft, bis es eine Marinedivision nahm. Die Belgier glaubten mit den veralteten Feſtungswerken an der Schelde den Angriff auf den Fortgürtel aufhalten zu können. Reſultat: eine vernichtete Stadt. Wo ſind die 10000 Einwohner? Straße an Straße ein Schutthaufen. Der Große Platz von Ruinen umgeben, der Belfried des Rathauſes, mitten im großen Zifferblatt der Uhr, heruntergeſchoſſen, die Brücken über die Schelde und Dender geſprengt, daneben eine neue, von unſeren Pionieren errichtete, über der groß der Name ſteht: Herzog-von-Württemberg-Brücke! Die letzte Nacht, die unſeren ſiegreichen Angriff brachte, war furchtbar. Die Engländer verließen plündernd die brennende Stadt, in die unſere Marineſoldaten und Artilleriſten einzogen. Die Bewohner kamen aus den Kellern gekrochen, ſcheu wie Höhlentiere, blinzelnd in der Feuersbrunſt ihrer Habe. Seltſam muß es vor der Flucht unſerer Feinde in der Bordellgaſſe Termondes zugegangen ſein. Heute noch ſieht man in die Türhöhlen der ausgebrannten Hauswände eiſerne Bettſtellen gezwängt, zur Abwehr der Beſeſſenen, die Haustür auf Haustür einſchlugen. Dazu feuerten die Südforts, die Deutſchen drangen wie aus Flammenwäldern in die trümmervolle Einöde des Großen Platzes, und als die erſte Abteilung dort ihre Gewehre zuſammenſtellte, nach einem hoffnungsloſen Verſuch, zu löſchen, ſchlich ſich ein altes Weib an den befehlsführenden Offizier, ob ſie ihm Mädels und die wohlverſorgten Keller reicher Leute verraten dürfe ...

Die Hölle dieſer ſinnloſen Kampfnächte war überall gleich. Duffel! Ich hab's früher nie geſehen, niemand wird es wie-

der in der alten Geſtalt ſehen; heute iſt's ein Steinhaufen, ſonſt nichts. Zertrümmerte Kirchen, eine Statue mit abgeſchoſſenem Kopf, ausgebrannte, durchlöcherte Hauswände: die Zerſtörung iſt das Gleichförmigſte, was man ſich vorſtellen kann. Aber auch hier wohnen noch Menſchen, wie? weiß ich nicht. Lier! Ein paar Granaten trafen die ſchöne Gommariuskirche, der Schaden iſt nicht groß; das Stadthaus hat ſehr gelitten, und ſonſt liegt die halbe Stadt, über die der heftigſte Kampf gegen die Fortlinie Waelhem—Duffel—Lier—Broechem hinwegging, in Trümmer. Es wirkte wie ein ſchlechter Witz, daß am Markt, auf einem weitaufgeriſſenen Keller, von deſſen Haus kein Stein mehr ſtand, ein Kuliſſenhäuschen aufgebaut war, eine Interimskneipe, aus Holz und Pappendeckel, ſchön mit Ziegelſteinen bemalt. Weiter durch raſierte Straßen, in denen auf einmal heil und bunt eine kleine Kapelle, eng wie ein Beichtſtuhl, ſteht, in deren Giebel das Auge Gottes gemalt iſt. Groß und blau aufgeſchlagen, ſo ſieht es über die Verwüſtung, die feuchtgrüne Allee nach Antwerpen zu, neben der verwirrte Stacheldrahtverhaue in der Sonne blitzen und ſumpfiges Waſſer in den tauſend Wolfsgruben ſteht, runden Trichtern, mit einem ſpitzen Holzpfahl in der Mitte. Von Maubeuge und Givet bis zum Fort Stabrock an der holländiſchen Grenze haben deutſche Menſchen ſolche Hinderniſſe überwunden, die für wilde Tiere berechnet ſcheinen. Man muß auf den zerſchlagenen Forts geſtanden haben, die zerbrochen ſind, wie der Schaumaufguß einer Torte, und neben dieſen Drahtſchlingen und Wolfsgruben, über die die Überſchwemmung geleitet war, um die tödliche Größe unſerer Brüder zu erfaſſen.

Hinter uns die zerſtörten Städte mit heimatloſen Menſchen und vor uns Antwerpen, über das die Belagerung hinweg-

ging, wie der ſchlechte Traum einer Nacht. An der Place verte eine Trümmerſtelle, hinterm Gouvernement ein paar entzweigeriſſene Häuſer: ſonſt erinnert in der inneren Stadt nichts an die Schreckenstage, deren ſchlimmſter in einem lakoniſchen Satz des Berichts enthalten iſt, den der Antwerpener Gemeinderat zu ſeiner Verteidigung herausgab. Da heißt es: „Um vier Uhr morgens verlautete im Rathaus, unſere Armee bereite die Sprengung der Scheldebrücke vor. Bald darauf kam die Nachricht, das Heer, mit Ausnahme der Beſatzungen in den noch nicht eroberten Forts, habe unter dem Oberkommandierenden die Stadt verlaſſen und alle Telephon- und Telegraphenleitungen ſeien zerſtört. Die Stadtverwaltung ahnte nicht, daß dies das Vorhaben der Militärs geweſen iſt!" Mit einem Wort: Der Oberſtkommandierende und mit ihm die Engländer haben Antwerpen einfach ſeinem Schickſal überlaſſen, ohne der Zivilgewalt ein Wort zu ſagen! Das iſt wohl noch beiſpielloſer als die Übergabe einer Feſtung durch den „Herrn im Seidenhut".

Heute iſt Sonne über Antwerpen und all ſeinem Waſſer. Die Okkupation hat immer noch etwas Märchenhaftes. Man verliert den Sinn für die Zeit, ſo wie man den Sinn verliert für das Seltſame, daß man im Speiſeſaal eines geflohenen Miniſters frühſtückt, ſeinen Freund im Wintergarten einer Miniſtersfrau beſucht und mit dem harten Recht der Gewalt mitten in einer ergrimmten Bevölkerung, ohne ſie, gegen ſie, lebt. Es gibt ja für die Okkupationsbehörden keinen Sonntag, keinen Feiertag, die Tage reihen ſich, ohne ſich zu Wochen zu ſammeln. Welcher Tag heute ſei? Frühjahr iſt's, ſagt jeder Atemzug, der vom nahen Meer geſchwellt iſt. Wo blieben die zerſtörten Städte und die Beängſtigung in ihren einſtigen Straßen? Wir kommen vom Großen Platz und gehen

hinter dem ſchwanken Geſtell eines goldenen Leichenwagens zur Kathedrale. Die flinke, tänzeriſche Pyramide der Kathedrale klettert wundervoll in die blaue Luft und hält die deutſche Fahne in den Glanz der Höhen, über Land und Stadt. Der Tote iſt aus ſeinem glitzernden Wagen herausgehoben worden und liegt aufgebahrt an den Chorſtufen. Hochamt, Orgel und Prieſter, Frage und Antwort; wer antwortet? Der bayriſche Landſtürmer, vlamiſche Frauen, junge Wallonen, Belgier und Deutſche, die ganze Welt antwortet heut mit denſelben Wortbildern auf dieſelben Fragen. Keine unbekannte Sprache drängt ſich zwiſchen Prieſter und Andächtige, eine internationale Einmütigkeit hat den Maſſenmord überlebt und wie die zwei erſten Glieder einer Kette, die wieder die Welt umfaſſen muß, hängen ſich Gruß und Gegengruß aneinander: Dominus vobiscum! — Et cum spiritu tuo!

Mädchen kommen die Säulenallee des Doms entlang, auf der Stirn ein kleines Aſchenkreuz. Mein Gott: Aſchermittwoch: Wer hat in dieſem eiſernen Jahr an Karneval gedacht? Die Zeit hat andere Feiertage und Abſchnitte geſchaffen. Faſtenzeit iſt längſt angebrochen und unſer erſehntes Oſtern liegt fern an einer blutigen Schlachtenreihe. Die Prieſter entlaſſen mit Weihwaſſer und uralten Worten den Toten an den Chorſtufen aus dem Verband der Kirche in Gottes Hand. Der Sarg ſchwankt über ſchwarzen Köpfen, die Orgel ſchreit noch einmal dreiſtimmig auf, Glocken, Glocken, deren Gedröhn ſich gewaltſam durch die engen Gaſſen drängt, aber rechts und links am letzten Weg des unbekannten Antwerpeners, auf den der goldene Leichenwagen wartet, klebt an den Pfeilern der Kathedrale die neueſte frohe Botſchaft: „Hindenburgs Sieg in neuntägiger Schlacht! 50000 Gefangene!"

Der Frühling kommt! Trotz und nach aller Zerſtörung!

Digitized by Google

Der Hafen Antwerpen.

Immer noch trägt der Antwerpener Hafen Spuren vom Kampf um die Feſtung wie Schrammen an ſeinem ungeheuren Leib. Man empfindet an ſolchen Drahtverhauen, wie ſie ſich plötzlich an einem Brückenkopf, dicht vor Kranen und Schuppen finden, am ſtärkſten, wie unſinnig es iſt, eine wertvolle Stadt und ein Friedenswerk wie dieſen Hafen zum Kriegsbollwerk zu machen. Gerade an der Schelde liegen die Forts ſo nah der Stadt und dem Hafen, daß es ein Wunder iſt, wie wenig beide abbekommen haben. Schützengräben auf den Docks, faſt neben der gewaltigen Royers-Schleuſe...

Engländer und Belgier haben das Ihrige getan, um den Hafen zu lähmen. Nach einem Zweck fragt man ſich vergeblich. Sie hatten in die Schleuſen Leichter mit Kornladungen verſenkt. Sie hatten in den deutſchen Schiffen die Zylinder geſprengt. Sie hatten den „Gneiſenau" ſtromabwärts geſchleppt und verſucht, die Fahrtrinne zu ſperren. Sie hatten ſich damit unterhalten, die Kanonen und die Munition der Forts in die Waſſergräben zu werfen. Warum? Wahrſcheinlich um den Antwerpenern eine kriegeriſche Tätigkeit vorzutäuſchen; denn da der Hafen für die nächſte Dauer des Krieges für uns gänzlich ohne Wert iſt — Seebrügge liegt ja näher am Kanal — konnte es ſich bei all den Zerſtörungen nur darum handeln, den ſiegreichen Feind zu bluffen. Aber ſchließlich hatten ſie doch einen Wert: die deutſche Verwaltung wollte Ordnung machen, ob der Hafen für Kriegszwecke in Frage kam oder nicht, und ſo hatte die Unordnung das Gute, daß ſie Tauſenden von Arbeitsloſen zu einem Verdienſt verhalf. Hier und da noch Stacheldraht oder ein aufgeworfener Erdwall; ſonſt ſieht man von Kriegsſpuren nichts mehr. Oder

doch: im Schuppen der Red-Star-Line, entlang dem rechten Scheldeufer, ſtehen Hunderte von invaliden Automobilen engliſcher und belgiſcher Herkunft. In allen Farben des Regenbogens, zerlöchert und verbeult, meiſt nur noch die Karoſſerien, weil unſere Heeresleitung alle noch brauchbaren Teile entfernt hat, eine traurige Verſammlung von Invaliden aus der großen Vernichtung.

Man denkt immer an Hamburg, wenn man ſich mit Antwerpen beſchäftigt. Das iſt nicht etwa eine begehrliche Gedankenverbindung, die irgend etwas mit der Tatſache zu tun hätte, daß heute die deutſche Fahne auf der Antwerpener Kathedrale flattert. In allen belgiſchen Abhandlungen über das Schoßkind des Königreichs, den Scheldehafen, iſt die Parallele mit Hamburg bis zum Überdruß wieder und wieder gezogen. London, ſo rechnet man, iſt der größte Hafen, einfach nicht mehr zu erreichen. Aber dem zweitgrößten Hafen, dem Hamburger, muß der Rang abgelaufen werden, dann muß der Antwerpener wenigſtens der größte kontinentale Hafen werden! Und er hat ſich dem Ziele in den letzten dreißig Jahren kräftig genähert, allerdings ohne dem deutſchen Welthafen Abbruch zu tun, ſogar größtenteils mit deſſen Hilfe. Ja, wenn die belgiſche Statiſtik nicht auch den Mangel ihrer ſämtlichen Geſchwiſter hätte, daß nämlich Worte und Zahlen ganz eindeutig beweiskräftig erſcheinen, während doch irgendwo der Fehler ſteckt, dann hätte Antwerpen Hamburg im Jahre 1912 beträchtlich überflügelt, da die Statiſtik für den belgiſchen 24,5 Millionen Tonnen an Schiffsverkehr, für den deutſchen Hafen aber nur 24,4 berechnet. Danach hätte Antwerpen einen Vorſprung von 100000 Tonnen. Aber in der Tat iſt die belgiſche Schiffsvermeſſung eine andere als die deutſche, ſo daß von der Tonnenzahl Antwerpens erſt 13 Pro-

zent abgezogen werden müſſen, um das richtige Reſultat zu erhalten, und dann muß man bedenken, daß Antwerpen, im ſtärkſten Gegenſatz zu Hamburg, faſt nie Endhafen iſt, ſo daß die nach Deutſchland beſtimmten, Antwerpen anfahrenden Schiffe zweimal, bei Ein- und Ausfahrt, gezählt werden. Die richtigen Verhältniszahlen bekommt man, wenn man den Warenverkehr zugrunde legt, nach dem im Jahre 1900 Hamburg 14,4 Millionen Tonnen, Antwerpen nur 7,9 Millionen, im Jahre 1910 Hamburg 22,1, Antwerpen 16,2 Millionen Tonnen aufwies.

Schon dieſe Zahlen, die Hamburg noch einen gewaltigen Vorſprung laſſen, zeigen den rapiden Aufſchwung Antwerpens; Hand in Hand mit ihm geht der Aufſchwung der deutſchen Flagge. Die Franzoſen haben das Antwerpen der letzten dreißig Jahre immer mißvergnügter eine deutſche Stadt genannt. Dieſe deutſche Invaſion iſt nun mehr und mehr in der Zunahme begriffen. Seit dem Jahre 1880 hat ſich die deutſche Tonnage in dem Scheldehafen vervierzehnfacht. Immer noch ſteht die engliſche weitaus an der Spitze, aber ſchon die Tatſache, daß ſie ſich in dreißig Jahren kaum vervierfacht hat, zeigt die Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten. Sie hat ſich in dieſer Zeit ſogar verhältnismäßig vermindert. Im Jahre 1880 betrug ſie noch 56 Prozent des Geſamtverkehrs im Antwerpener Hafen (die deutſche 9 Prozent); 1900 war ſie auf 48 Prozent zurückgegangen und die deutſche auf 23,5 geſtiegen; 1910 belegten die Engländer nur noch 45,5 Prozent, die Deutſchen hingegen 29 Prozent. Wie ſchnell ſich hier die Zahlen verſchoben haben, iſt für ein ſeit langem feſtgelegtes Wirtſchaftsgebiet beiſpiellos. Aber nicht nur prozentual, ſondern auch abſolut verliert die engliſche Flagge: von 1912 auf 1913 hat die deutſche 400 000 Tonnen

zu=, die engliſche aber faſt 200 000 Tonnen abgenommen! Es kann ſich alſo bei dieſem Krieg im Frieden nur um den Zeitpunkt, nicht mehr um die Frage des deutſchen Sieges handeln. Auch Frankreich iſt zurückgegangen, das übrigens auf ſeinem vierten Platz (hinter Belgien) ſchon längſt von Holland, Norwegen und Japan überflügelt wurde. Die Handelszukunft des Hafens Antwerpen iſt deutſch!

Hamburg iſt von Natur und durch die Verhältniſſe zu einer andern Art von Hafen geworden als Antwerpen. Vor allem iſt es der Heimathafen einer großen Anzahl mächtiger Schiffahrtsgeſellſchaften, während Antwerpens Stärke in ſeiner Eigenſchaft als Durchgangs= und Umſchlagsplatz liegt. Das hat für Hamburg den großen Vorzug, daß es nicht ſo ſehr auf den Zuſpruch des Auslands angewieſen iſt, ſondern ſich hauptſächlich mit eigener Kraft aufrechthält. Sodann iſt Hamburg nicht nur Hafen, ſondern auch Werft in großem Umfang, während Antwerpen nahezu keinerlei Schiffsbau von Bedeutung hat. Eine Fahrt durch die zwei Häfen, gerade jetzt, wo Zu= und Abfahrt fehlen, macht dieſen Unterſchied deutlich. In Hamburg in Docks und an den Kais die Überſee=Rieſen, wie Feſtungen über das Gewimmel der Schlepper und Fährboote gebaut, und dahinter die Triumphbogen der Werften, ungeheure Eiſenkonſtruktionen über roten Stahlbetten, die auf Schiffsrümpfe warten. Abends preſſen ſich durch das ſchwarze Geſtänge der Hafenbrücken die Regimenter von Arbeitern aus Werften und Lagerhäuſern. Minute für Minute ſtrömen die Aufzüge im Unter=Elbtunnel wie Schleuſen voll, ſchließen ſich klirrend und öffnen ſich wieder auf der Höhe von Sankt Pauli. Der Hafen lebt trotzig ein eigenes Leben weiter — Leben der Erhaltung und des neuen Gebärens — wenn auch die See für ſeine Handelsſchiffe geſperrt iſt. Ant=

werpen? Ist fast tot; im ganzen 32 größere Dampfer der Hansalinie und der Kosmos-, der Levante- und anderer Linien, ihres Lebens beraubt; viele Bündel kahler Masten von französischen und englischen Segelbooten, Binnenschiffe, auf denen die Fischerfamilien hocken, kochen, angeln und warten. Spärliche Zufuhr von Holländern und deutschen Kanalbooten vom Ober- und Unterrhein — das ist alles. Antwerpens Leben kommt einzig und allein von außen; in Hamburg ist Eigenleben. Aber Hamburg hat noch mehr Vorteile; die Fahrtrinne der Elbe ist bedeutend tiefer als die der Schelde und der Unterschied zwischen Flut und Ebbe ist bedeutend geringer. In Hamburg ist Staat und Stadt eins, um die Schicksale des Antwerpener Hafens haben sich Staat und Stadt ständig in den Haaren. Und vor allem: in Hamburg sind die Anlegestellen während eines reichlich langen Teils des Tages und ohne Durchschleusen zu erreichen; in Antwerpen sind Flut und Ebbeverhältnisse sehr ungünstig und jeder Anlegeplatz außer den fünf Kilometern am Scheldekai kann nur durch die Schleusen, vor allem die Royers-Schleuse, erreicht werden! Selbst die neuen, in der Ausführung begriffenen Bassins, die sich im Norden an das Bassin Lefebre anschließen sollen und fast so groß sind wie die bisherigen Hafenanlagen zusammen, werden erst durch die Royers-Schleuse erreicht und haben keinen eigenen Zugang; diese Anlage macht zwar die Schiffe drinnen von jeder Flut und Ebbe unabhängig, verzögert aber Ein- und Ausfahrt beträchtlich. All das wird die belgische Regierung zu ihrem jüngsten Plan bestimmt haben, der nicht lange vor dem Krieg die Zustimmung des Parlaments erhielt. Der Antwerpener Hafen leidet nämlich auch noch unter dem Hindernis allzu plötzlicher Krümmungen der Schelde. Schon auf holländischem Gebiet ist die Schiffahrt der vielfach wechselnden Sand-

bänke wegen beſchwerlich. Die unangenehmſten Stellen ſind aber bei Kruisſchans und zwiſchen den Forts Sainte Marie und Saint Philippe, an den Endpunkten einer S-Schleife, die die Schelde hier macht. Urſprünglich wollte die Regierung einfach ein neues Scheldebett von Antwerpen bis Kruisſchans ſchaffen, auf der Sehne des heutigen Scheldebogens; das Projekt iſt als „Grande Coupure" bekannt. Damit hätte ſie, was ſicherlich ein großer Vorzug geweſen wäre, einen direkten, vielleicht ſchleuſenloſen Zugang zu den neuen Hafenbaſſins bekommen. Die Stadt Antwerpen opponierte heftig (warum? weiß ich nicht), und ſo kam ein neues Projekt zuſtande, das die zwei ſcharfen Kurven mindern ſoll und von dem man hofft, daß es die ungünſtigerweiſe getrennten Rinnen von Flut und Ebbe zuſammendrängt. Dann hätte Antwerpen vor allem eine Kailänge von elf Kilometer an der Schelde (gegen 5,5 Kilometer heute), wo die Schiffe ohne Durchſchleuſung anlegen könnten. Die neue Schelde ſchwänge ſich erſt um ihre jetzige Breite weiter nach Norden und dann nach Süden, verſchlänge das Fort Sainte Marie, verdrängte das Fort La Perle und würde zwiſchen den altſpaniſchen Sperrwerken Liefkenshoek und Lillo, wo Spinola auf die Waſſergeuſen feuerte, wieder ins alte Bett zurückkehren. Allerdings wäre auch nach dieſer gewaltigen Korrektur das linke Scheldeufer, der Waſſerverhältniſſe wegen, nur teilweiſe für Kais ausgenützt, während es gerade Hamburgs Vorzug iſt, daß beide Ufer der Norderelbe völlig ausgenützt ſind oder nach Vollendung der neuen weſtlichen Häfen ausgenützt ſein werden. Aber der ganze Schelderegulierungsplan (der belgiſche Größenwahn berechnet, daß Antwerpen dann der umfangreichſte Hafen der Welt ſein werde, 63 Kilometer Kais, die Baſſins eingerechnet, und 705 Hektar Waſſeroberfläche) iſt ſo weitläufig

und zukunftsfroh wie alle induſtriellen und verkehrstechniſchen Pläne in dieſem Land, ſein Voranſchlag lautet auf 120 Millionen, die knappe ſechs Jahre nach der Bewilligung von 55 Millionen für den Hafen von Seebrügge beſchloſſen wurden! Iſt dieſer Wille zur Handelsmacht nicht bewunderungswürdig? In opfervoller Initiative werden ſich wenig Großmächte neben dieſem $7^1/_2$-Millionen-Volk ſehen laſſen dürfen. Zahlen und Tatſachen rechtfertigen für uns eine ausgedehnte Schilderung von Gegenwart und Zukunft des Antwerpener Hafens, der ſeiner ganzen Natur nach den Hamburger nicht bekämpfen kann, ſondern dazu beſtimmt iſt, ihn zu ergänzen! Antwerpen iſt, ſchon nach den Plänen der belgiſchen Regierung, eine Spekulation auf das deutſche Hinterland geweſen; Antwerpen liegt weſentlich weſtlicher als Hamburg und Bremen und iſt Brückenkopf des Schelde-, Maas- und Rheintals: in dieſen Tatſachen liegt andeutungsweiſe ſeine große Bedeutung für uns!

Heute, wo Antwerpen den zweitgrößten Kontinentalhafen und über 400000 Einwohner hat, weht die deutſche Kriegsfahne auf ſeiner Kathedrale; über dem Aufſtieg ſeines Handels wehte in den letzten zwanzig Jahren hoch und höher die deutſche Handelsflagge. Antwerpens Aufſtieg war deutſcher Aufſtieg! Nicht zum erſtenmal. Das Signal zur erſten Blüte der Stadt gab die Verlegung der Kontore von Fugger und der Hanſaſtädte von Brügge an die Schelde, im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Damals hatte Antwerpen 125000 Einwohner, und jede Flut brachte Hunderte von Schiffen. Dann kamen Reformation und Gegenreformation und endlich die Schließung der Schelde durch den Frieden von Münſter, alſo die Erdroſſelung Antwerpens. Spanier wurden durch Öſterreicher abgelöſt, ihre Sorge für die Stadt und den Hafen kenn-

zeichnet eine Zahl: von 1648 bis 1794 ſind in Antwerpen 60 Schiffe eingelaufen! Die Revolution brachte die Freiheit der Scheldeſchiffahrt zurück, Napoleon baute die erſten Bollwerke gegen England: das Baſſin Bonaparte und das Baſſin Guillaume. Der Wiener Kongreß gab ſich die unfruchtbare Mühe, Vlamen, Holländer und Wallonen unter einen Hut zu bringen, und als die Klügſten der Vertragsväter, die Franzoſen, 1830 das Ergebnis, die Revolution, buchten, waren ſie es ſeltſamerweiſe, die zuſammen mit den Engländern Erinnerungen an 1648 auffriſchten und Antwerpen zum letzten Male einen Riegel vorzuſchieben ſuchten: ſie gaben den Holländern, wider Billigkeit und Vernunft, die Scheldemündung und belaſteten das neue Königreich mit einem ſchweren holländiſchen Schiffahrtszoll. Der Zoll wurde 1863 abgelöſt, der holländiſche Riegel iſt geblieben; aber Antwerpens Aufſtieg, der ſelbſt Rotterdam verdunkelte, das 1912 eine um $1^1/_2$ Millionen geringere Tonnenzahl aufwies, konnte nichts mehr hemmen. Einſt in 146 Jahren 60 Schiffe, jetzt in einem Jahre (1913) 7056 Schiffe mit 14 Millionen Tonnengehalt, zu dem noch ein Binnenverkehr von 43946 Schiffen mit 10 Millionen Tonnen kommt! Selbſt jetzt, wo der Krieg die Schelde verſchloſſen hat, gab es vom 30. Oktober bis zum 15. Februar einen Verkehr, der allerdings eine Art von Scheinleben war, da er ſich im weſentlichen auf den Abtransport der vorgefundenen Vorräte beſchränkte und auf die Anfahrt von Lebensmitteln. In der erwähnten Zeit kamen 2184 Schiffe mit einem Gehalt von 322650 Tonnen (darunter 134 deutſche von 90000 Tonnen) an, die Kohlen und Salz, holländiſches Getreide und nordamerikaniſches Mehl brachten, während 1787 Schiffe von 372887 Tonnen (darunter 123 deutſche von 123000 Tonnen) mit Futtermitteln, Baumwolle, Mais,

Holz, Erz, Phosphaten und Öl abgingen. Antwerpen ist doch nicht tot, es ruht und wartet . . .

Da sind wir wieder in der Gegenwart. Das kleine Motorboot pfeilt durch die geräumigen Bassins; erst müssen wir allerdings ein schweres Kohlenboot bei Seite drücken, der Motor schafft keuchend, wir stemmen uns mit Armen und Schultern gegen die hohe Schiffswand und die Kaimauer; aber dann geht die Fahrt unbehindert durch den stillen, morgengrauen Hafen. Dampfer tauchen ruhesam aus dem Dunst, Segelschiffe, darunter der „Comte de Flandre", das Schulschiff der belgischen Handelsmarine. In einem der neuen Bassins steht die Mastspitze eines versenkten Bootes aus dem Wasser; morgen wird's wohl gehoben sein. Das eben vollendete Trockendock, das Schiffe von 220 Meter Länge und 26 Meter Breite aufnehmen kann, liegt säuberlich in der ersten Sonne, eine Gemeinde von Elevatoren ragt durcheinander wie Riesen, über die der erste Schlaf der Versteinerung gekommen ist. An jeder Brücke, vor Schuppen und Verwaltungsgebäuden, stehen Landsturmleute. Das Boot setzt uns ab, das Auto bringt uns über Schienen und Schleusenstege nach der Pilotage zurück, heute dem Amtssitz des Hafenkommandanten, Admirals Louran. Tief unten an der Kaitreppe liegt ein Boot des Freiwilligen Motorbootkorps. Scheldeabwärts geht die Fahrt. Der Strom fließt leuchtend im helleren Mittag, links und rechts stille Dünen. Ein paar Schlepper kommen uns entgegen, dann halten wir neben dem Wrack des „Gneisenau". Riesenhaft und unbehilflich liegt das Schiff des Norddeutschen Lloyd auf der Seite, ein paar Rettungsboote zittern in den Stricken, die Schraube spreizt sich über dem Wasser. Die Engländer wollten die Fahrrinne mit dem zerstörten Leib sperren; aber das Schiff hat sich auf den Schlick

gebettet und das Fahrwaſſer frei gelaſſen. Dahinter tauchen die zwei Forts auf, Sainte Marie, über das einſt die neue Schelde hinweggehen ſoll, und Saint Philippe. Wir ſteigen die Holztreppe zu Sainte Marie hinauf. Klaffend iſt ein Panzerturm aufgeriſſen, Waſſer ſteht in den tiefen Löchern, aber ringsum ziehen ſich ſchon wieder neue Baſtionen und Laufgräben, mit belgiſchen Kanonen bewehrt. Drüben, Saint Philippe, iſt ſo gut im Stand wie je. Dort vorn liegt die holländiſche Küſte. Während wir die zerriſſenen Betongewölbe von Sainte Marie hinter uns laſſen und vor dem Boot wieder die Antwerpener Kathedrale aufſteigt, fällt mir ein Wort Mirbeaus ein, der mich neben Charles de Coſter durch Belgien begleitet: „Die Belgier rühmen ſich ihrer Forts und ſind überzeugt, daß ihre Stadt für alle Zeiten uneinnehmbar ſei. Gewiß, die Ulanen werden nicht ohne weiteres hineinkommen. Doch wozu ſollen die Deutſchen Energie vergeuden! Sie ſitzen bereits als Sieger in Antwerpen!“ Mirbeau hatte ganz recht: es war nicht unſere Schuld, daß die Belgier uns zwangen, den Kampf aus Kontor und Reederei vor die Forts zu tragen. Nun haben wir dort wie hier geſiegt und den Antwerpenern nach dem friedlichen Handelskrieg den zukunftsträchtigen, kriegeriſchen Frieden gebracht.

Die Kohle.

In Belgien waren vor dem Krieg 150000 Menſchen mit der Förderung der Kohle beſchäftigt, die Tauſende nicht mitgerechnet, die tagtäglich über die Grenze, in die franzöſiſchen Bergwerke fuhren. 65000 Arbeiter entfielen davon auf das Becken von Charleroi, 40000 auf das Becken des

Borinage, ringsum Mons, und 35000 auf das Lütticher Becken. Anfang September waren alle Kohlengebiete in deutſchem Beſitz; eine ſechswöchige völlige Arbeitsloſigkeit hatte bitteres Elend geſchaffen; es galt vor allen Dingen die Kohlenförderung wieder aufzunehmen, um Hungerrevolten vorzubeugen. Während alle reichen Leute im übrigen Belgien geflohen waren, da ſie ihren hauptſächlichſten Beſitz durch eine einfache Bankanweiſung in Sicherheit bringen konnten, waren die Kohlenherren auf ihrem Poſten geblieben; bei ihnen heißt Stillſtand nicht nur Einkommens-, ſondern Kapitalverluſt. Mit dieſen Kohlenherren haben die deutſchen Behörden Hand in Hand gearbeitet, um Beſchäftigung und Kohlenförderung (was beides gleich nötig war) zu ermöglichen. Heute iſt ihre Anſtrengung dadurch belohnt, daß faſt zwei Drittel der Bergarbeiter verdienen und täglich ungefähr 32000 Tonnen Kohlen, alſo nicht ganz die Hälfte der Friedensleiſtung, gefördert werden. Der Prozentſatz der beſchäftigten Arbeiter erhöht ſich noch, wenn man die Million belgiſcher Flüchtlinge bedenkt, die außer Landes ſind, und die vielleicht 10 bis 15 Prozent aller Zechenarbeiter, die im belgiſchen Heer ſtehen.

In den Provinzen Lüttich und Hennegau betragen die Lohnarbeiter ein Fünftel der Geſamtbevölkerung; das iſt ein Prozentſatz, wie ihn kein anderes Land der Erde erreicht; man muß neben dieſe Zahl noch ein paar weitere ſtatiſtiſche Angaben ſetzen, um das Abenteuerliche des Schwarzen Landes recht ins Licht zu ſtellen. In Belgien ſind 32 Prozent aller Bewohner Analphabeten, und zwar ungefähr 40 Prozent in Vlamland und 20 in Wallonien; in Charleroi, wo ſich die Arbeiter aus beiden Nationalitäten rekrutieren, ſind es 30 bis 40 Prozent. In derſelben Kohlenhauptſtadt rechnet man auf drei Häuſer eine Wirtſchaft. Was in dieſen Wirtſchaften

zumeiſt ausgeſchenkt wird, berichtet eine andere Zahl: in Belgien kommen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 5 Liter Alkohol in Schnapsform. Dabei entfallen auf dieſen ſelben einzelnen Kopf jährlich faſt 1000 Franken für Ein- und Ausfuhrhandel, alſo für die Betätigung beiſpielloſer Geſchicklichkeit und Betriebſamkeit, die ihren Gewinn weit weniger aus einem natürlichen Reichtum ihres Landes, als lediglich aus genaueſt kalkuliertem Fleiß ziehen.

Als die deutſchen Behörden ins Land kamen, fehlte es vor allem, wie heute noch zum Teil, an zweierlei: an den zum Betrieb nötigen Rohſtoffen (hauptſächlich Ölen und Sprengmitteln) und an Abtransportmöglichkeiten. Die Belgier hatten getan, was möglich war, um ihre Grubengebiete zu erdroſſeln: alles rollende Material, ſoweit es irgendwie ging, war nach Frankreich geſchafft worden, vor allem alle Lokomotiven; die Brücken hatten ſie geſprengt, auch an Kleinbahnen, die für militäriſche Zwecke kaum in Betracht kamen, und über Kanäle, womit ſie im Bedarfsfall unſern Pionieren eine Arbeit von zwei Stunden machten; dazuhin hatten ſie die Kanaldämme eingeriſſen und die Kanalbetten durch verſenkte Schiffe unfahrbar gemacht. Man muß ſich dabei vorſtellen, was die Kanäle für die Kohlenbecken bedeuten. Von Lüttich über Namur, Charleroi, Mons bis Condé bilden Teile der Maas und der Sambre zuſammen mit den Kanälen des Centre und von Mons eine direkte Verbindung von Weſten nach Oſten. Von dieſer faſt wagrechten Linie geht die Schelde, ſamt dem Kanal von Gent, die Dender, der Kanal Charleroi-Brüſſel mit der Fortſetzung zum Rupel und ſchließlich der Maaſtrichter Kanal nach Norden, dem Meer zu. Die drei Kohlenbecken hängen ſozuſagen in einem Geſtänge von Kanälen und ſind untereinander und mit dem übrigen Belgien noch durch ein fabel-

haft dichtes Netz von Staats- und Kleinbahnen verbunden. All dies war tot, die Kanäle ruiniert, die Schienenstränge ohne Lokomotiven und Wagen, und dazu streikten die Eisenbahner: sie wollten, wie sie sagten, keinen Dienst tun, der den militärischen Zwecken des Feindes zugute käme, und natürlich war auf den hauptsächlichsten Strecken eine Absonderung des militärischen vom gewöhnlichen Zivilverkehr unmöglich; außerdem hätte die Armeeleitung belgischen Beamten wohl kaum Truppentransporte anvertraut.

Unsre Beamten gingen trotz aller Schwierigkeiten ans Werk. Schon Anfang Oktober konnte der erste Kohlenkahn von Charleroi nach Brüssel abgehen (heute sind mehr als $^6/_7$ der Kanäle wieder befahrbar) und zwei Wochen später der erste Schmalspurbahnzug; um den Eisenbahnerstreik zu umgehen, hatte man einfach der Association Hulière, einer Vereinigung der Zechenherren, das ganze Kleinbahnnetz, das militärisch belanglos war, zur Verfügung unter eigener Verantwortung gestellt. Auch die Schwierigkeit, eine schwer zu kontrollierende Arbeiterschaft und Bahnangestelltenmenge an wichtige Kunstbauten, auf Bahnhöfen, an Schienenstränge zu lassen, wurde durch ein allerdings lästiges Paßwesen überwunden, und das ganze, richtig zwischen Vertrauen und Kontrolle abgewogene System bewährte sich so gut, daß vor einem knappen Monat der Paßzwang im Kohlengebiet (mit Ausnahme der Festung Lüttich) überhaupt aufgehoben werden konnte. Die Hebung der Kohlenförderung war aber auch mehr als notwendig gewesen. Für fast 162 Millionen Franken hatte Belgien im Jahr 1913 Kohlen eingeführt, 7 Millionen Tonnen der verschiedenen Kohlenarten, während sein Export sich auf nur 90 Millionen Franken bezifferte. Schon im Jahr 1911 überstieg der Verbrauch die Förderung um rund 1 Million Ton-

nen. Nun war allerdings der Export, der vor allem Paris, die Niederlande, Luxemburg, Elsaß, Schweiz bis hinunter nach Italien versorgt hatte, unmöglich geworden, aber der Import aus England und Deutschland auch; allerdings war in Belgien, dem einzigen Lande der Erde ohne Kriegsindustrie, der industrielle Kohlenbedarf gleich Null, aber ein hauptsächliches Bedürfnis, das nur der deutsche Import decken konnte, blieb doch: die Gaskohle. Außerdem war der Bedarf an Hausbrandkohle der gleiche geblieben; Lazarette, Kasernen, Barackenlager, Museen waren zu versorgen und die Okkupation hatte durch ihr starkes Besatzungsheer neue, große Bedürfnisse geschaffen. Also: der Export, bis auf Kleinigkeiten, unterbunden und die industriellen Anforderungen äußerst gering, dafür aber die große Aufgabe, das Land und das deutsche Heer, einschließlich dem französischen Departement Nord zu versorgen und dabei mit dem ständig sich verringernden Gaskohlenbestand auskommen; all das bei sehr beschränkten Transportmitteln und bei äußerster Beschränkung in den zum Betrieb nötigen Rohstoffen.

Die Sprengstoffe sind heut noch die größte Sorge im Schwarzen Land. Die Hoffnung, daß, ähnlich dem amerikanischen Committee of relief, sich in Neutralien eine Hilfsgemeinschaft für die belgische Industrie bilden werde, ist recht schwach; alle Staaten, Deutschland inbegriffen, haben ein Ausfuhrverbot auf Sprengstoffe erlassen, und das deutsche schließt vorerst leider auch Belgien aus; so handelt es sich darum, von Fall zu Fall den nötigen Sprengstoff zu erbitten, und die in Antwerpen vorgefundenen Vorräte sind der belgischen Industrie in ziemlichem Umfang zugeführt worden. Natürlich mit der größten Vorsicht: die Sprengstoffe werden unter militärischer Bedeckung auf die Zeche gebracht, genau abgewogen

und ausgeteilt, peinlich gebucht und ihre Verwendung nachgewiesen, und schließlich muß jeder Arbeiter beim Verlassen der Zeche untersucht werden. Für jede mißbräuchliche Verwendung haftet der Grubenbesitzer persönlich. Gewiß ist das alles recht lästig, aber die Notwendigkeit, sich gerade in diesen übervölkerten Distrikten mit einer gewalttätigen Bevölkerung zu sichern, ist zu einleuchtend und außerdem kommt in den Kohlengebieten die Absicht der deutschen Verwaltung so recht zum Ausdruck: dem Land zu helfen und zu dienen. Waren es nicht die gottesfürchtigen „Times", die es als erste Aufgabe im eroberten Rheinland bezeichneten, Krupp zu zerstören und die Bergwerke ersaufen zu lassen?

Fast zwei Drittel der Bergarbeiter in den drei Kohlenbecken arbeiten und fördern fast die Hälfte des Friedensertrags. Wie unvollkommen der Zustand natürlich noch sein muß und wieviel andere Existenzen von den Arbeitenden noch abhängen, zeigt die Tatsache, daß im Hennegau allein eine halbe Million Unterstützungsbedürftiger sind. Die Bergarbeiter sind jeden zweiten oder dritten Tag nur beschäftigt, die Gasarbeiter, deren es 40000 gibt, feiern nahezu alle, was bei einer Industrie erklärlich ist, die zu neun Zehnteln ihrer Produktion auf Export angewiesen ist. Kein Hochofen brennt, nur drei Kokereien sind im Betrieb und leisten ein Viertel der Friedensarbeit, die Waffenindustrie in Lüttich ruht gänzlich, die Stahl- und Eisenwerke stehen am Ende ihrer Erzvorräte und die Steinbrüche, vor allem im Borinage, bei denen sonst 36000 Menschen tätig waren, haben erst seit kurzem eine geringe Beschäftigung, da die Militärverwaltung an die Ausbesserung der beschädigten Straßen gehen will. Hier setzt nun die Wohltätigkeit ein, gestützt auf den amerikanischen Lebensmittel-Import, organisiert in dem Comité

National de Sécours et d'Alimentation, das bis Mitte Januar faſt 150000 Tonnen Lebensmittel ins Land gebracht hat. Spärlich geht es natürlich trotzdem zu; in Charleroi zum Beiſpiel gibt es täglich pro Kopf 100 Gramm Brot, während früher der Durchſchnitt 750 Gramm war; und dabei muß man immer mit Pauſen in der Einfuhr rechnen, dank der engliſchen Minengefahr und der Launenhaftigkeit, mit der man in England Transporte bald durchläßt, bald zurückhält. Seltſamerweiſe hat man in London die Verſorgung der belgiſchen Bevölkerung mit Petroleum verboten und dadurch dem armen Verbündeten einen neuen Schlag verſetzt; der ſchlimmſte war, daß London Zahlungen nach Belgien (an Privatleute, alſo keineswegs dem deutſchen Zugriff preisgegeben!) verbot, während der „Feind" Deutſchland die belgiſchen Guthaben ſeit dem 1. Februar freigab.

24 Millionen Tonnen wurden jährlich in belgiſchen Bergwerken gefördert, ein weniges mehr als in den franzöſiſchen Departements du Nord und Pas-de-Calais und dreimal weniger als im Ruhrbecken. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſe Förderung für den Bedarf der einheimiſchen Induſtrie nicht mehr genügte; von 1901 bis 1910 hatte die Produktion nur um 16,5 Prozent, der Verbrauch aber um 43,7 Prozent zugenommen; 1911 hatte der Verbrauch die Förderung zum erſtenmal übertroffen. Das Spiel von Export und Import, das dennoch ſtattfand, beruhte auf der Ausnützung der billigen belgiſchen Arbeitskräfte einerſeits und der geringen Zufahrtskoſten fremder Kohlen andererſeits. Einfuhr war aber durch eine weitere, ſchon angedeutete Erſcheinung geboten: die Förderung der Gaskohle, die ſich vor allem im Becken von Mons findet, ließ mehr und mehr nach. Heute beträgt ſie kaum mehr 10 Prozent des Geſamterträgniſſes. Das allein ſchon würde

einen erheblichen Austauſch mit den deutſchen Grubengebieten erfordern, die viel Gaskohle hervorbringen. Die ganze Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre zeigt nun, daß die belgiſchen Zechenbeſitzer weit mehr daran denken, den Austauſch zu unterſtützen, als ihn einzuſchränken. Sie ſind ſich der großen Vorteile für den Weltmarkt ſehr bewußt, die in den billigen Lebensbedingungen des Landes und der Abweſenheit faſt jeder ſozialen Einſchränkung liegen. (Es ſei nebenbei für die bei höchſter Kräfteanſpannung doch unausrottbare Zerſplitterung auf die Tatſache hingewieſen, daß die belgiſchen Kohlenmänner nicht unter einen Hut zu bringen ſind und die einzige, unſerm Syndikat ähnliche Vereinigung, das Syndicat des Charbonnages liégeois, iſt ziemlich ſchnell wieder verſchwunden.) Die Belgier haben erkannt, daß ihre Kohle im Urzuſtand auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig iſt; es war für den Verkäufer ſchwer, die phyſikaliſchen und chemiſchen Eigenſchaften zu garantieren. Da warfen ſie ſich mit der Energie, die ihre induſtriellen Unternehmungen kennzeichnet, auf die Präparierung. Die Entwicklung ihrer Koks- und Brikett-Induſtrie iſt beiſpiellos. Schon im Jahre 1910 brachten ſie über 3 Millionen Tonnen Koks hervor, was gegen 1901 eine Zunahme von 69 Prozent bedeutet. Noch raſcher hat ſich die Brikettherſtellung vervielfacht, nämlich in zehn Jahren um 167 Prozent. Aber während ſie ſich ſo für den Export ſtark machten, wuchs der Import im gleichen Eiltempo, das heißt ſeit 1901 um faſt 250 Prozent.

Wenn man Belgien betrachtet, ehe das Unwetter dieſes Krieges über es hereinbrach, ſo hat man das gewaltige Schauſpiel einer raſtloſen, bis ins letzte ausgenützten Arbeitsleiſtung. Induſtrien, wie die Zink-, Eiſen-, Stahlwerke, die einſt auf das Vorhandenſein entſprechender Bodenſchätze gegründet

waren, ſind längſt nur mehr Verarbeitungsſtätten fremder Rohſtoffe. Die einheimiſchen haben ſich erſchöpft, aber die Fabriken verbrauchen Tag für Tag unerſättlich fremde und ſind nach wie vor mitbeherrſchend auf dem Weltmarkt. Nur ein Beiſpiel: Als die Zinkinduſtrie aufkam, fanden ſich im Maastal große Zinklager, die ihre Veranlaſſung waren. Heute werden in dieſen Werken die Erze von Schweden, Griechenland, vom Kaukaſus und von Auſtralien verarbeitet und dennoch gehört Belgien auch heute noch zu den drei Ländern, aus denen acht Zehntel allen Zinks kommen. Das iſt Belgiens Beruf, eine rieſige Fabrik der Welt zu ſein, die Verarbeiterin der Schätze anderer Länder. Es hat Stahl- und Eiſenwerke gewaltigſter Art, ohne eine Erzader; Spinnereien und Webereien, ohne daß es ein Flöckchen Wolle hervorbrächte; den drittgrößten Hafen, ohne ſelbſt bedeutende Reedereien zu beſitzen. Es iſt unfruchtbar und reich wie eine Fabrikſtadt und verdankt das Leben ſeiner Kolben und Räder dem größten Schatz ſeiner ſchwarzen Erde: der Kohle! Alles, alles führt ſeine Bedeutung letzten Endes auf dieſe Kohle zurück, die das Land ernährt und verdüſtert. Aller Unternehmungsgeiſt läge lahm ohne ſie, nach der die Belgier jeden Fußbreit ihres Bodens abſuchen und deren gelobtes Zukunftsland, Rieſenſchätze der ſchmerzlich vermißten, der Gaskohle, ſie eben jetzt erſchließen wollen: die Campine, im Norden der Provinz Limburg, erdenfernes Heideland, aber die zukünftige Reſidenz ihrer Majeſtät, der Kohle!

Digitized by Google

Ein Kohlenland der Zukunft.

Die Bodenschätze sind das Erbteil des ganzen Volks. Gesetzgebung und Gefühl anerkennen dies unveräußerliche Recht, wenn auch Kohle und Erz in nur wenige Taschen zinsen. Das erste, was sich der Staat, als Verkörperung der Allgemeinheit, sicherte und immer wieder zu sichern sucht, sind die Edelstoffe unter der Erde. Hier bestätigt er die Berechtigung des staatlichen Kommunismus, wie er ja auch die Ausbeutung der Bodenschätze verleiht, nicht verkauft. Es ist eines der realsten Ideale, alle Bergwerke möchten in staatlicher Verwaltung stehen. Wenn es sich aber um Auffindung neuer Lager handelt, ändert sich die Vorstellung plötzlich. Es ist schwer, um ein Beispiel zu nennen, sich den preußischen Fiskus mit einer Spürnase vorzustellen. Das Abenteuer des immer neuen Versuchs gehört der Einzelperson, in deren Hand die Wünschelrute sich biegt und tastet; im Kohlen-, im Erzmenschen steckt dies unbewußte Wissen, das ihren Blick über verachtete, abseits liegende Ödlandstrecken lockt wie den John Gabriel Borkmans über die nächtige Lichtung: „Der Hauch weht mich an wie ein Gruß von untertänigen Geistern. Ich wittere sie, die gefesselten Millionen! Ich fühle die Erzadern, die ihre schlängelnden, astigen, verführerischen Arme nach mir ausstrecken. Ich liebe euch, die ihr scheintot liegt in dunkler Tiefe! Ich liebe euch, ihr lebenheischenden Werte — mit eurem ganzen, leuchtenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit!"

Ich weiß, all das ist romantisch gedacht; und doch wieder nicht. Der Fiskus verwaltet trefflich und ist zu sozialem Empfinden gezwungen; er kann nach wissenschaftlichen Berechnungen auch neue Gebiete erschließen; wäre er imstande, den Kohlenpreis zu bestimmen, so käme das allen wirtschaftlich Schwachen

zugute. Der einzelne Kohlenherr will (ganz natürlich) nichts als verdienen, auch er richtet neue Bohrverſuche nach dem Bericht ſeiner Wiſſenſchaftler ein; er handelt mit Kohle wie andere mit Konfektionsmänteln. Aber eben nicht jeder. Es gibt im Rheinland, in Weſtfalen, in Belgien Männer, die ſind inmitten der Kohle groß geworden; im Leben ihres Großvaters und Vaters, in ihrem eigenen gab es nichts, was keinen Bezug auf die Kohle gehabt hätte. Ihr ganzes Denken war von jung an Kohle, Kohle — neue Kohle! Dieſer im Dunkel, launenhaft, überreich ſegnend und plötzlich verſiegend, aus Urzeiten wachſende Schatz formt die Menſchen anders, die ſeine Wächter und Sucher ſind. Er ſchafft ihnen neue Sinne, beſondere Ahnungen, eine aufregende Luſt an neuen Eroberungen. Wenn ſie nicht nur die Bezieher üppiger Renten ſind, ſondern die wirklichen Beſitzer, Mehrer und Schürfer der Kohle, ſo muß man ſie ſich genau ſo anſehen wie ihre Unternehmungen und Pläne. Menſchen kennen, die Macht haben, heißt: Stärke, Beweglichkeit und Richtung dieſer Macht errechnen können!

Wir fahren mit den zwei bedeutendſten Kohlenherren ins Land der Verheißung, in die limburgiſche Campine, die entlang dem holländiſchen Maaſtricht-Zipfel liegt. Unſer Ziel iſt der nördliche Teil, die Heide von Genck, wo etwas mehr als 50 Menſchen auf den Kilometer kommen; ſie iſt, mit den Ardennen, alſo der am dünnſten bevölkerte Teil Belgiens. Verkehrsmittel gibt es, von einigen Kleinbahnen abgeſehen, nicht. Südöſtlich führt die Bahn von Haſſelt zur Maas, im Weſten, Norden und Oſten iſt die Heide in weitem Rahmen vom Turnhout—Haſſelt-Kanal, vom Schelde—Maas-Kanal (dem Kanal de la Campine, den in einem Jahr 2800 Schiffe befahren) und vom Maaſtricht—Bois-le-Duc-Kanal umgeben, aber ohne daß ſie Zufahrtskanäle zu dieſen Waſſerſtraßen be-

ſäße. Außer Genck mit ſeinen 3000 Einwohnern gibt es keine nennenswerten Niederlaſſungen im nördlichen Limburg. Niemand hat ſich jahrhundertelang in dieſe traurige Einſamkeit verloren außer ein paar Malern, die dieſer Weltverlorenheit von Heide, Föhre und Sandwehen nachgingen.

Die Fahrt geht über Löwen, die herrlichen belgiſchen Chauſſeen dahin, nach Oſten. In Dieſt machen wir halt, um die Füße zu vertreten. Hier war auch einer der kleineren Kämpfe um Antwerpen, denn Dieſt iſt eine alte kleine Feſtung, rings noch mit maleriſchen, unſchädlichen Wällen umgeben. Am Eingang und am Ausgang hat die deutſche Beſatzung einen feſten Paliſadenverſchlag als Tor angebracht, ganz als wäre es eine Farm in Wildweſt. Die Fahrt geht eintönig weiter, Heide ohne Waſſer mit kärglichem Baumbeſtand, bei Genck geht's durch einen Hohlweg, an einer Reihe neuer, bunter Häuschen vorbei, breite Sandwege ſteigen ſacht in die Höhe und machen in ſchwärzlichem Schmutz vor dem Verwaltungsgebäude der neueſten Grube, die erſt in der Entſtehung begriffen iſt, halt, vor Winterslag.

In der Stube des jungen Direktors liegt auf einer Säule, wie ein Prunkſtück oder Kunſtwerk, der erſte gewaltige Kohlenbrocken, der hier oben im neueſten Reich des Baron Coppé gefunden wurde. Der Baron erzählt von der langen Jagd nach der neuen Kohle, die ſich, ein zweites nördlicheres Becken, von Deutſchland über den Holland-Zipfel durch die Campine erſtreckt. Sein Vater ſchon hatte geforſcht und geſchürft, gefunden und die Konzeſſion nicht erhalten und endlich hier oben in der Abſeitigkeit feſten Fuß gefaßt. Man ſpürt, wie hier vom Vater auf den Sohn die Leidenſchaft übergegangen iſt, ein ſeltſames zweites Geſicht, für das die ganze Welt eine Möglichkeit von Kohlenlagern iſt. Pläne ſind über den Tiſch

gebreitet, von denen noch das wenigſte Tatſache wurde, aber alles hoffnungsvolle Zukunft. Hier wird nicht nach Jahren gerechnet, ſondern nach Jahrzehnten und, wenn man das Ergebnis anſieht, nach Jahrhunderten. Die Herren, die alle im Borinage, in Mariemont, im Lütticher Becken ihre ererbten Gruben haben, ſuchen hier die erſehnte Ergänzung, Gaskohle, junge, überreiche Schichten, während manche ihrer Zechen im Süden müde und unfruchtbar werden und die Schächte immer tiefer getrieben werden müſſen.

Zwei Bohrtürme ſtehen auf Winterslag und in ihrem Schutz werden die Schächte ins Dunkle getrieben. Große Maſchinenhallen daneben, in denen jedes notwendige Werkzeug gemacht werden kann und eine Lokomotive faucht, und auf der anderen Seite ein rieſiges Gefrierwerk, wo das Eis Naben und Radſpeichen umkleidet. Die Schächte auf Winterslag werden nach dem modernſten Arbeitsmodus gebohrt: ſie werden gefroren. Ich glaube, jeder Laie muß ſich ſolch einfacher Genialität beugen. Während ſonſt in einer gewiſſen Tiefe das Abteufen auf Schwierigkeiten ſtößt, auf Waſſer oder Schwimmſand, erzeugt man hier rund um den abzuteufenden Schacht eine Gefriermauer, das heißt durch ein in die Erde getriebenes Röhrenſyſtem bringt man den ganzen Block, in dem gearbeitet werden ſoll, zum Gefrieren, macht ſo jedes Grundwaſſer unſchädlich und führt durch dies gefrorene Erdreich den Schacht in die Tiefe. In Winterslag iſt man mit dieſem Syſtem ſchon bis faſt auf 500 Meter Tiefe gekommen und man hofft, kurz vor der Erfüllung aller Hoffnungen zu ſtehen, wenn — die ewige Not — die Sprengſtoffe nicht ausbleiben. Heute ſteht man vor dieſem ein halbes Kilometer langen Bohrweg in die Tiefe, von dem der Unkundige faſt nichts ſieht, wie vor einer Chimäre, die ſich ins Groteske verzieht, wenn einem die Herren

von den Millionen reden, die dieſer Heideboden ſchon verſchlungen hat, ehe auch nur für einen Groſchen Erfolg an den Tag ſteigt. Was der Baron Coppé hier wagt, das wagt Herr Warocqué in Zolder, eine halbe Stunde weſtlich, wagen die Herren Beer-Sondheimer aus Frankfurt im Norden, in Neerpelt und Overpelt; das große, internationale Kapital iſt, dank ſeinem Mut und ſeiner Siegesgewißheit, daran, ſich eine neue Hochburg zu ſchaffen und eine ganze Welt trifft ſich auf einmal in dieſer ärmſten Einöde Belgiens, von deutſchen Kaufleuten bis zu engliſchen Spekulanten und franzöſiſchen Induſtriellen, an deren Spitze Schneider-Creuzot marſchiert!

Wir fahren auf die Warocqué-Zeche Zolder. Die Gegend bleibt die gleiche, eintönig, traurig, Hochebene mit Heide und niederm Baumbeſtand, aber hier ſtehen die Föhren doch höher und dichter um das Blockhaus des Direktors, neben dem weißen Schornſtein. Wieder zwei Bohrtürme, Gefrierwerk, Maſchinenhaus. Aber man iſt noch nicht ſo tief wie in Winterslag, hier rückt man der gefrorenen Erde eben zu Leibe. Ringsum im Kreis ſtecken die Gefrierröhren im Boden und in der Mitte ſteht die Bohrmaſchine, ein unförmiges, fünf Meter hohes Geſchöpf, das ewig unter der Kraft des Dampfes zittert und kleine, dröhnende Rucke macht. Auf den breiten, platten Holzfüßen der Maſchine ſtehen vier Arbeiter, die abwechſelnd mit Greifzangen, die ſie ruckweis anziehen, den Bohrſtachel tiefer treiben. Der Boden, die Menſchen, die Maſchine zittern und ſchüttern und preſſen einen gewundenen Stahl in eine Tiefe, die irgendein Hirn errechnet hat und auf deren Grund der Schatz ruhen ſoll. Ich weiß genau, daß ſich die Kohlenlager wiſſenſchaftlich feſtſtellen laſſen und keinerlei myſtiſche Sehergabe mit im Spiel iſt. Aber das Glauben und Nichtſehen drängt ſich einem ſo ſtark im Zwielicht dieſes

jungen Bohrturms auf, wie nur immer angeſichts eines ſäenden Bauern, der auch genau weiß, wann und was daraus werde, ohne daß dadurch das Wunder der Saat geringer würde.

Neben der Bohrmaſchine ſind andere Arbeiter dabei, die Bohrröhren zu wechſeln, an deren letztem Ende die Bohrnadel ſitzt. Mit Zangen ziehen ſie dünne, zehn Meter lange Eiſenröhren aus der Erde wie aus dem Leib eines operierten Rieſen. Das obere Ende wird an die Zange eines Krans befeſtigt, der nun aufwärts ſchwebt. Halt! Die Stelle erſcheint über dem kleinen Erdloch, wo zwei Röhren zuſammengeſchraubt ſind. Ein paar Zangengriffe, die Schraube löſt ſich, der Kran ſchwebt zur Seite, ſtellt die erſte Röhre, die bis zum Oberlicht des Turms reicht, weg, ſenkt ſich und packt die zweite. So geht's Röhre um Röhre, ſchon ſtehn zehn und zwölf und zwanzig nebeneinander, und immer noch tauchen neue aus unbekannten Tiefen herauf, die Arbeiter, die den Stachel in die Tiefe treiben und die, welche ihn herausholen, ſprechen faſt kein Wort. Ein Zuruf nur, um den Kran zu lenken, ein eintöniges Stampfen der Maſchine, ein Klirren, wenn eine neue Röhre auf den Haufen gelehnt wird: nichts dringt in die verlaſſene Landſchaft hinaus, die kaum ahnt, daß hier, von den Eingeweiden der Erde heraus, ihr neues Schickſal wächſt, das ſie ſchwärzlich überfluten, mit Dampfſirenen überheulen, mit dumpfen Orten verunſtalten und reich, häßlich und — elend machen wird. Man ſieht ganz raſch die rauchige Silhouette Charlerois vor einem rußigen Abendhimmel. Eiſengerüſte, um die taubes Geſtein emporſchwillt, ſchwarze Schornſteine, aus denen die grotesken Schattenfahnen der Kohlenhölle flattern, Täler, die im Stampfen von tauſend Maſchinen zittern, gedrängte Gaſſen mit ſchmutzigen Menſchen, unendlich viel

Menſchen, in einen Trichter zuſammengeſchüttet und gewürfelt: die Zukunft der Campine, die jetzt weit und ſchweigſam um uns liegt. Wer ſtand je auf einem weiten, irdiſchen Raum und konnte ſo ſicher prophezeien: in zehn, in fünfzehn Jahren iſt dieſe Heidetrauer Pflaſter und Hütte und Fabrik? Was will ſchließlich alles Wunder im Erdinnern dagegen heißen, daß ein Stück Erdoberfläche in einem halben Menſchenalter ſich in ſein Gegenteil verwandelt! In Berlin wächſt eine Stadt in fünf Jahren aus dem leeren Sand, aber der Sand wartete ſehnſüchtig auf den erſten Mietspalaſt. Hier iſt aber weltentlegene Heide, keine raſende Städte-Erſcheinung auf dem Anmarſch, die wie ein Strudel alles an ſich zieht, ſondern einzig eine geologiſche Tatſache, die wie eine moderne Drachenſaat im Boden ſchwelt und plötzlich als Schornſtein, Kran, Schwebebahn, Bohrturm und Fabrik in die Halme ſchießen wird.

Hinter einem Kiefernwäldchen ſteht die Kolonie von Arbeiterhäuschen und alles ſieht aus wie eine beſcheidene, ſpekulative Grunewald-Anſiedlung. Die Häuschen (deutſche Landhaus-Architektur) ſind wirklich reizend und Herr Warocqué freut ſich über unſer Erſtaunen. Er erzählt von dem Proteſt der Maler-Stammgäſte von Genck und der Campine. Als der erſte Bohrturm erſchien, wandten ſie ſich an die Regierung, um Proteſt gegen die Verſchandelung der Landſchaft einzulegen. Der Miniſter war wohl guter Laune, denn er ging auf die Idealiſten ein und gebot den Grubenherren, ihre Anſiedlungen ſo hübſch wie möglich zu geſtalten.

Und der Kohlenrieſe war artig genug, ſchön brav der Weiſung Folge zu leiſten. Vorerſt ſpielt er ja nur, ſtellt bunte Häuschen vor die Kiefern und macht alles hübſch ſauber, während ſeine Stollen ſich geheim in die Tiefe freſſen. Wehe aber dem Land, wenn das Heer des Rieſen über die Heide

marſchiert. Eine Kohlengegend mit idylliſchen Landſchaftsreizen iſt ſo unmöglich wie ein Krieg ohne Verwüſtung. Die Häuschen werden die trübe Livree der Tiefe anziehen, die Kiefern werden vor dem Atem der Fabriken verdorren, der Himmel, die Luft, die Fernſicht werden ſich ändern, verderben und hinſchrumpfen in die Atmoſphäre von Verlaines Vers:

Sites brutaux
O! votre haleine.
Sueur humaine,
Cris de métaux!

Wir aßen unten in Genck; ein reizendes und ausgezeichnetes Diner, der Kellner in Frack und weißen Handſchuhen, die Weine ſo zahlreich und gut wie die Gerichte und die Bedienung. Man hätte es dem kleinen verlorenen Neſt nicht zugetraut, aber das altmodiſche Hotel iſt ja ſo etwas wie Hauptquartier der feindlichen Macht, die von hier aus die Campine berennt. Wir plaudern, und da niemand die ſeltſame Gegenwart ganz verleugnen kann, entnehmen wir ihr Themen, auf die man ſich einigen kann. Man ſpricht vom Paßweſen und erzählt ſich Härten und Kurioſa. Die Herren ſind einige der ſehr wenigen, die ihr Auto behalten durften und mußten: ſie ſind Paß-Fachleute. Man erzählt von einem Ortskommandanten, der für ſeinen Bezirk allen Alkohol verbot, weil er ſelbſt begeiſterter Temperenzler war. Ein Herr rümpft die Naſe über dem Champagnerglas: „Gott ſei Dank, daß er wenigſtens zu rauchen geruhte! Denn ſonſt ...“ — „Nein! Gott ſei Dank, daß er zu leben geruhte!“ Wir lachen. Das Geſpräch kommt auf die regenſchwere Hochebene hinter uns. Wir ſprechen Zukunft. Die Herren bekommen große Handbewegungen; Gewaltiges liegt dort droben in den noch unberührten Flözen. Die Menſchheit braucht Kohle, immer mehr Kohle, jeden Tag werden

hundert hungrige Maſchinen montiert, Schiffe vom Stapel gelaſſen, neue Induſtrien gegründet ...

Hier iſt Macht! Die Kohle iſt eine der kriegführenden Mächte! Sie iſt nicht neutral geblieben: wohl dem, auf deſſen Seite ſie am ſtärkſten mitkämpft. Sperrt heute ein Land von ihr ab und ihr zwingt es zum Frieden! Keine Kugel, keine Lafette, keine Patronenhülſe kommt zuſtande ohne ihre Hilfe, kein Kriegsſchiff läuft, kein Militärzug geht von der Stelle, wenn die Kohle ſich mit den Feinden verbündet. Was heute in der Campine zum Leben erweckt werden ſoll, kann uns Freund und Feind werden, Armeekorps erſetzen oder koſten. Wir haben Kohle in Hülle und Fülle. Aber wer die Campine gegen uns führen kann, dem verwandeln ſich ihre Schätze in Munition, Truppenverſchiebung, Seuchenverhinderung, Schiffsknoten. Die Herren, deren Wünſchelrute ſich die Heide von Genck erſchloſſen hat, haben die Machtmittel der Menſchheit um ein Beträchtliches vermehrt. Was man im Frieden vielleicht unter der Geſtalt eines Tarifkampfes angeſehen hätte, wird im Krieg im Handumdrehen einer tödlichen Waffe täuſchend ähnlich. Es iſt ein ſeltſames Schickſal, daß die erſte Förderung in der Campine zu deutſcher Zeitrechnung das Tageslicht erleben wird, um den Taufſpruch zu erwarten, der ihr Partei und Namen beſtimmen ſoll.

Arbeiterſchaft und Induſtrie.

Ein Mann, der von Amts wegen Induſtriearbeiter beurteilen gelernt hat, der Landrat und Polizeipräſident von Bochum, heute Präſident der Provinz Brabant, Gerſtein, iſt nach ſeiner jetzt faſt ſiebenmonatigen Tätigkeit im Okkupa-

tionsgebiet des Lobes über den belgiſchen Arbeiter voll. Er hat Vlamen und Wallonen kennengelernt, in Brabant und in Lüttich, und zuckt heute die Achſeln, wenn das berühmte Wort vom verderbten und verkommenen belgiſchen Proletarier fällt. Ein Land, das eine ſolche Induſtrie hervorgebracht hat und ſtändig allen Naturhinderniſſen zum Trotz vergrößert, kann nicht mit Menſchenabfall arbeiten. Und dennoch liegt etwas im Weſen dieſer zweiraſſigen Arbeiterſchaft, was uns das Urteil über ihre Tätigkeit erſchwert. Sie ſind laut, brutal, gewalttätig, ohne Schulbildung, in manchen Kohlengegenden körperlich mißgeſtaltet, durch ſcheußliche Lebensbedingungen niedergehalten. Selbſt belgiſche Schriftſteller beklagen ihren Tiefſtand, allerdings je nach ihrem Standpunkt die blutige Roheit der Wallonen oder den demolierenden Stumpfſinn der Vlamen, und predigen immer wieder die Volksſchule als das Allheilmittel. Und auch für uns iſt eine möglichſt genaue Kenntnis des belgiſchen Arbeiters und ſeiner Naturgeſchichte von größtem Wert, ſolange er und ſeine Genoſſen, zahlreich wie Armeen, im Rücken unſerer Heere ſtehen und von den Beſatzungstruppen im Schach gehalten werden müſſen. Man zählt in Belgien, nach Abzug der Staatsarbeiter, 800 000 Arbeiter und Arbeiterinnen, was genau dem ſiebenten Teil der Bevölkerung entſpricht. Wenn man von der aber die Kinder unter zehn Jahren abzieht, ſo kommt man zu der beiſpielloſen Feſtſtellung, daß in dieſem Land jeder fünfte Menſch Arbeiter oder Arbeiterin iſt!

Die berühmte Anſpruchsloſigkeit des belgiſchen Arbeiters hat zur Grundlage natürlich die — mangelnde Schulbildung. Es ſind keinerlei Bedürfniſſe in ihm geweckt, die über Arbeit und Rauſch hinausgingen. Da bis vor kurzem keine Schutzgeſetze für Frauen und Kinder exiſtierten, war die Bildung

Digitized by Google

eines Familienlebens unmöglich; jeder und jedes ging eben, ſo bald und ſo lange als möglich, in die Fabrik oder Grube. Da Leben und Geſundheit weder vom Arbeitgeber (mit geringen Ausnahmen) noch vom Staat zu einem Gegenſtand geſetzlicher Fürſorge gemacht wurden, der einzelne Arbeiter ſie aber kaum verteidigen konnte, verloren ſie in ſeinen Augen den Wert eines zu ſchützenden Guts. Die Wohnung war lediglich Schlafſtelle männlicher, weiblicher und kindlicher Arbeiter, die kein feſteres Band zuſammenhielt. Bei der Arbeit waren ſie anſtellig oder ausdauernd und die Kohlenherren und Fabrikanten, die ſich mit Händen und Füßen gegen alle ſozialen Laſten, einſchließlich der koſtſpieligen Volksſchule, wehrten, nahmen freiwillig eine allerdings lukrative Laſt auf ſich: die für die Errichtung von Fachſchulen. Die große Menge ſollte ruhig weiterhin Analphabeten bleiben! Damit blieben ſie zwar unberechenbarer, aber auch billiger, konnten zwar nicht zu erſten Qualitätsarbeitern werden, waren aber immer ein ſchätzenswertes Arbeitermaterial. So ſollte mit der Maſſe verfahren werden, nicht aber mit den einzelnen. Immer mehr löſte die Maſchine den Menſchen ab und verlangte daher immer geübtere Bedienung. Induſtrien wie die der Lütticher Waffenfabrikation, die Heimarbeit und höchſte Spezialiſierung iſt, bedurften natürlich immer ſchon der beſten Ausbildung. Aber auch im Kohlenrevier waren Spezialiſten nötig. Die neue Grube von Cheratte, am Ausgang des Borinage, die ganz elektriſch betrieben wird und die ſubtilſten Handhabungen in die Hände weniger, ſehr geſchulter Arbeiter legt, iſt ein Vorpoſten der künftigen Zeit, die vielleicht weniger, aber beſſere Arbeiter braucht. Beide Anforderungen ſcheinen Urſache zu ſein, daß im Kohlengebiet beim kleinſten Streik immer die modernen Maſchinen zerſchlagen werden.

Digitized by Google

Die Textil-, Bergbau-, Handels-, Brauerei- und technischen Schulen sind weitverbreitet und sehr wirksam. Hier wetteifern die Interessenten mit Stadt und Staat, um eine Arbeiterelite heranzuziehen. Die Solvayinstitute in Brüssel sind so berühmt wie die Ecole des Mines in Mons oder die Université du Travail in Charleroi, wo man aufgeweckte Jungen dadurch an die Wissenschaft fesselt, daß man sie nicht nur kein Schulgeld zahlen läßt, sondern ihnen auch noch die Stunde mit 1 bis 3 Sous vergütet! In diesem Zusammenhang fällt einem wieder die überraschende Ähnlichkeit auf zwischen den Industrieorten der Wallonie und vom Oberelsaß, also den Gebieten mit einer französischen Fabrikherrenoberschicht. In beiden Ländern sind diese Herren so unsozial wie irgend möglich, aber in der Berechnung ihres Vorteils so weitsichtig, daß sie hier und da fast sozial wirken. Wie im Hennegau auf den Fachschulen, so bilden die Mülhäuser in den Abteilungen ihrer Société industrielle den Nachwuchs aus, den sie als Techniker, qualifizierte Arbeiter, gehobenere Werkführer brauchen. Sie kümmern sich nicht im geringsten um die Lebensbedingungen ihrer Arbeiter, aber um jeden hoffnungsvollen Jungen, der ihnen dienlich sein könnte! In Belgien bekommt natürlich auch die Fachschule noch ein besonderes Gepräge. Diesmal nicht durch den Gegensatz der zwei Rassen, wohl aber durch den Haß und Widerhaß von Klerikalen und Liberalen. In was alles diese Parteiung hineingetragen wird, ist kaum glaublich. In Mons z. B. wurde von klerikaler Seite, um jeder ungläubigen doppelten Buchführung vorzubeugen, gegen die allgemeine Handelsschule eine besondere kirchlich-orthodoxe gegründet, deren Lehrer — Priester waren!

Während sich so Unternehmer und Provinz (mit staatlicher Subvention) wenigstens aus egoistischen Gründen um die

klügeren Köpfe der Masse bemühen, erfaßt die Sozialdemokratie nach Möglichkeit die Masse als Ganzes, allerdings im scharfen Wettkampf mit der christlichen Arbeiterorganisation. Sehr groß ist die Zahl der in den Syndikaten organisierten Arbeiter nicht, wenigstens im Verhältnis zum Prozentsatz der deutschen organisierten Arbeiter. Im Jahre 1911 gab es 81795 Organisierte, neben ungefähr 50000 „Christlichen", bei 600000 männlichen Arbeitern. Aber die Sozialdemokratie hatte in Belgien mehr als irgendwo anders eine Menschheitsaufgabe zu erfüllen. Daß viele ihrer Lehren sich in den schwer beweglichen Gehirnen zu Untat und Zerstörung gestalteten, ist nicht ihre Schuld, sondern die schwere Schuld einer Regierung, die — man kann das nicht oft genug wiederholen — kein Licht, keinen Schutz für das Proletariat hatte. Hier wurde die Sozialdemokratie so gut zum Evangelium, wie einst die Worte des Nazareners, weil auch sie die Erde vor dem Abgestumpften und Gedankenarmen zum erstenmal als gemeinsames Erbteil erscheinen ließ. Aber die Sozialdemokratie gab nicht nur Lehre, sondern auch Brot im richtigen Wortsinn. Die Geschichte des Genter „Vooruit" ist eine helle Freude durch ihre erfolgreiche Werktätigkeit; sie ist ja für die Genossenschaftsbewegung längst vorbildlich geworden, geradeso wie die damit zusammenhängende Arbeitslosenversicherung. Beide haben in diesen harten Zeiten ihre Feuerprobe glänzend bestanden. Die erste Verwirklichung der Genossenschaftsidee trat seltsamerweise nicht im wallonischen Industriegebiet, sondern im alten Flandern, in Gent ins Leben; ringsum liegen die ehrwürdigen toten Städte, aber in Gent ist die Gegenwart brausend eingezogen. Hier hat sich die Geschichte noch einmal wiederholt, das reiche Gent ist nach Jahrhunderten des Traums wieder erwacht, hat neben seine Triumphbauten

vergangener Zeiten die friedlichen Festungen seiner Leinen-, Baumwoll-, Maschinenfabriken gestellt und umfaßt heute 210 000 Einwohner. Dort wurde im Jahre 1873 die Genossenschaft der Vrij Bakkers gegründet, die den Mitgliedern billiges Brot verschaffen sollte und deren Vermögen sich auf 150 Franken belief. Heute macht diese, in Vooruit umgetaufte Genossenschaft für vier Millionen Geschäfte im Jahr, hat 9000 Mitglieder, und allein ihr Vermögen in Liegenschaften beträgt $3^1/_2$ Millionen. Immer noch bildet die Brotbeschaffung mit 40 Prozent aller Geschäfte die Grundlage des Vooruit, aber inzwischen sind Bierbrauerei, Kohlenlager, Spezereigeschäfte, Zeitungsdruckerei, Konfektionsladen, Medikamentenvermittlung hinzugekommen, ja sogar eine sehr gut rentierende Genossenschaftsweberei. Anseele, der kluge Führer, hat hier aus zweifelhaften Anfängen ein gewaltiges Werk geschaffen, er ist auch im Krieg auf seinem Posten als Finanzschöffe der Stadt Gent geblieben und seiner Initiative ist jetzt der Ausbau eines neuen Docks im Genter Hafen zu danken, wo Arbeitslose (im ganzen 7000 Mann) Beschäftigung finden.

Private egoistische Motive und parteipolitische Organisation versuchen sich in der Beseelung der belgischen Arbeitermassen. Was nun tut der Industrie not, die aus ihren Händen wuchs und wachsen soll? Welches sind ihre Wege und Notwendigkeiten und was verlangt sie fernerhin von ihren Arbeitern, um konkurrenzfähig zu bleiben? Als im Jahre 1912 die Internationale Gesellschaft für die Fortentwicklung des Handelsunterrichts in Antwerpen tagte, haben die Belgier ihren Zuhörern aus allen Ländern eingehend dargelegt, wie sie sich die Entwicklung ihres Vaterlandes denken. Eingekeilt in die Schutzzollmauern der Nachbarn und dennoch unbedingt auf

Export angewiesen (bei der Glasindustrie neun Zehntel, bei den Stahlwerken zwei Drittel usw.), mußten sie einen Ausweg aus diesem Dilemma finden. Sie hatten weder unsere Machtmittel, noch Englands Handelsflotte, noch Frankreichs Gold, sie hatten nur eins: die billige Produktionsmöglichkeit! Herstellung, Löhne, Transport, Kohlen, alles billig, allerdings, was die Herren nicht sagten, auf Kosten sozialer Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, also auf die Dauer gar nicht zu halten. Schutzzollhindernisse und Billigkeit haben nun in Belgien die zwei Wege gewiesen, die seine Industrie zu gehen hat: Ausfuhr von Halbfabrikaten nach Schutzzollländern, um den Zoll zu sparen, oder Errichtung von Zweigfabriken in diesen Ländern, wo das Produkt fertiggestellt wird. Und Ausfuhr billigster Waren nach neuen Ländern, die durch keine Zollmauer abschrecken, sondern im Gegenteil jede Einfuhr anziehen wollen, sowie von Gegenständen (Maschinen, Gleisen usw.), die sich als Verkehrs- oder Produktionsmittel darstellen! Für alte Kulturländer verbietet also der Schutzzoll zum Beispiel die Einfuhr von Geweben, so daß Belgien das Halbfabrikat Garn exportiert oder statt Maschinen und fertiger Eisenbahnwagen lediglich Eisen und Stahl in gewalztem Zustand. Die Fertigstellung erfolgt dann zumeist in den Zweigfabriken in den betreffenden Ländern; Belgien besitzt solche Tochtergründungen (außer denen der Industrie von Verviers bei Aachen) hauptsächlich in Frankreich, Spanien, Ungarn und Rußland. Die Nachteile einer solchen durch die Notwendigkeit diktierten Entwicklung liegen auf der Hand: das Überwiegen der Halbfabrikate drückt nach und nach auf die Qualität der Industrien und der Exodus von Kapital und vorzüglichster Arbeitskraft, wie ihn die Errichtung ausländischer Zweigfabriken bedingt, ist auf die Dauer ein Raubbau

an der inländiſchen Wirtſchaft. Wie unerhört kompliziert das Leben dieſer Wirtſchaft überhaupt iſt, ſieht man an der belgiſchen Eiſen- und Stahlinduſtrie; keinerlei Rohſtoff im Land, daher ganz auf Einfuhr angewieſen; im Lande ſelbſt nur Herſtellung des Halbfabrikats, während das fertige Produkt wiederum, nach erfolgtem Export, im Ausland gemacht wird.

Während ſo die Arbeit für alte Länder genaueſte Kalkulation aller Umſtände verlangt, dringt auch die Produktion für neue Länder, für die billigſte Artikel herzuſtellen ſind, auf eine peinliche Wirtſchaftlichkeit. Beides wiederum ſtellt die gebieteriſche Anforderung an die Arbeiter, deren Ausdauer außerordentlich iſt, ſich immer mehr zu qualifizieren. Es iſt aber eben ein Trugſchluß, wenn die Belgier glauben, mit Fachſchulen ließe ſich eine Aufwärtsbewegung der Arbeiterſchaft beſtreiten. Schon dem einzelnen iſt der Aufſtieg unendlich erſchwert, wenn nicht ſeine ganze Schicht in gewiſſem Umfang gehoben wird. Das aber iſt nur durch den Volksſchulzwang zu erreichen und der wiederum iſt machtlos und ungerecht ohne ſoziale Maßnahmen. Solange die Familie lediglich ein Zuſammenhauſen männlicher, weiblicher und jugendlicher Arbeiter iſt; ſolange die Ausbeutung sans phrase von keinem Schutzgeſetz eingedämmt iſt; ſolange der belgiſche Arbeiter wohl politiſche Rechte, aber nicht die wahrhaftigen Menſchenrechte auf ein helleres Leben hat: ſolange ſteht jedes Schulgeſetz (wenn es auch weniger durchlöchert wäre, als das jetzt beſchloſſene, deſſen Inhalt das nächſte Kapitel ſkizzieren ſoll) in der Luft, ſolange iſt der Arbeit an der Qualifizierung des Proletariats der Boden entzogen, ſolange kann Selbſtſucht des Arbeitgebers den einzelnen heben, die Geſamtheit aber, deren Durchſchnitt die Zukunft der Induſtrie beſtimmt, kann ihre Fähigkeiten nicht im nötigen Maße entwickeln. Richard Cobden hat einen

Teil des Programms aufgeſtellt, das die belgiſche Induſtrie befolgt; er ſchrieb: „Wenn man mich fragt, welchem Umſtand wir unſern Handel verdanken, ſo antworte ich: der Billigkeit unſerer Produkte; und wenn man mich weiter fragt, wie unſer Handel am beſten weiter zu entwickeln iſt, ſo antworte ich: wiederum durch die Billigkeit unſerer Produkte!“ So weit gehen die Belgier mit dem großen Freihändler; wann aber werden ſie dies berechtigte Streben nach Billigkeit in Einklang bringen mit ihren ſozialen Pflichten? Es iſt ein unmöglicher, aber bezeichnender Zuſtand, daß in Belgien wohl jeder fünfte Menſch Arbeiter oder Arbeiterin iſt, aber faſt genau jeder zweite Menſch (im ganzen 3700000) beruflos, alſo unproduktiv iſt!

Deutſche und belgiſche Geſetze.

Wohl noch nie befand ſich ein Land in einem ſeltſameren Zuſtand der Hilfloſigkeit als Belgien zur Zeit der Okkupation. Es war mit einem Male aller Organe beraubt, durch die ein Staat und ein Volk lebt, atmet, ſich äußert. Der König und ſeine Regierung waren geflohen, die öffentliche Gewalt hatte in äußerſter Kopfloſigkeit abgedankt, die Oberſchicht, intellektuelle und wirtſchaftliche, war Hals über Kopf der Regierung gefolgt, unbekümmert der Führerpflichten, die ihr gerade jetzt oblagen. Nur im Kohlenrevier waren die Millionäre geblieben, weil ſie bei ihrem Beſitz aushalten mußten, und die Antwerpener Stadtväter und Notabeln hatten genug Verantwortungsgefühl, dem plötzlich verſchwundenen engliſchen und belgiſchen Militär nicht nachzueilen. Sie blieben und waren die ſchlichten Helden, denen die ſchwerere Aufgabe zufiel: nicht

Digitized by Google

einen prahlerischen Widerstand bis aufs Messer zu proklamieren, sondern entschlossen mit dem sinnlos gewordenen zu brechen. Aber sonst: ein Land ohne Führer, ohne Sprecher, ohne Verkehrsmittel, ohne Sicherheitsdienst, ohne wirtschaftlichen Verkehr, ohne Geld, ein agonisiertes Land, nach der Entschließung weniger in einen tödlichen Strudel gezogen und nun leblos zurückgeschleudert und liegengeblieben, so übernahm die Okkupation Belgien!

Es ist unseren Feinden, solchen, mit denen wir uns im Krieg befinden und andern, eine liebe Gewohnheit geworden, von dem brutalen Riesen zu erzählen, der schändlich den harmlosen Zwerg zu Boden geschlagen hat. Ganz so wie in Kindermärchen ist die Sache denn doch nicht; man konnte es heroisch finden, als sich die belgische Armee im August zum Kampf stellte und unklug, wenn auch mannhaft, als sie diesen Kampf nach Lüttichs Fall fortsetzte. Was war es aber, als König Albert, nachdem eigentlich sein ganzes Land erobert war, immer noch weiterkämpfte? Immer noch heroisch und mannhaft? Meinetwegen; aber zugleich der beste Beweis, daß er sich für die zwar unterlegene Vorhut einer großen Armee hielt, aber auch von vornherein für ein Bestandteil derselben, der gar nicht aus eigenem den Kampf aufgeben konnte! Also nicht für einen vergewaltigten Zwerg, sondern für einen schwer getroffenen Kopf der Hydra, die heut ihre Leiber von der Nordsee bis zum Bosporus reckt. Belgien war ganz wie irgendeine andere Ostprovinz Frankreichs; kein eigener Organismus, der ein eigenes Schicksal hat. Solche Tatsachen lassen sich nicht so einfach wegleugnen wie Dokumente.

Da lag nun das schnöde verlassene Land, dessen Ministerien durch die Hausmeister vertreten waren. Das erste fast war, daß man ein neues Geld schaffen mußte. Das alte hatte der

Herr Finanzminiſter ſorgſam eingepackt und mit nach London genommen. Als Anfang September die Direktoren der belgiſchen Nationalbank im Einverſtändnis mit dem Generalgouverneur nach London fuhren, um den Schatz, von dem das wirtſchaftliche Weiterleben des Landes abhing, zurückzuholen, ſchlug man ihnen den Kaſſenſchrank vor der Naſe zu, verſprach aber — aus Ironie oder weil man als Miniſter eben die Gewohnheit hatte, irgend etwas zu verſprechen — Benachrichtigung, falls man den Raub ausgeben werde. Das war wenigſtens deutlich; das Land rückte damit unmittelbar vor den Bankerott. Aber die Herren der deutſchen Bankabteilung kannten ihren Goethe.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dies, dem das; hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zutage ſchafft:
Begabten Manns Natur- und Geiſteskraft!

Die neun Provinzen Belgiens, fußend auf ihrem Reichtum, wurden veranlaßt, monatlich für 40 Millionen Schatzanweiſungen auszugeben, die von der neuen Notenbank, der Société Générale de Belgique, diskontiert wurden, ſo daß die deutſche Regierung den Betrag in den neuen Noten ausgezahlt erhielt, die die Société ausgeben durfte. Welchen Kredit der Generalgouverneur und ſeine Notenbank haben, zeigt die Tatſache, daß ſeine neuen Noten im neutralen Ausland den alten nahezu gleichwertig gehandelt werden, obwohl die Bank of England und die Banque de France ihren belgiſchen Sympathien dadurch Ausdruck geben, daß ſie die alten zu Pari, alſo

zu Phantaſiepreiſen, einlöſen. Aber mit dem Druck der Noten war der Aufbau des neuen belgiſchen Kredits noch nicht beendet. Erſtens verpflichtete man die alte Notenbank, ſpäter auf Verlangen die neuen Noten gegen die alten einzutauſchen (denen allerdings inzwiſchen alle Deckung abhanden gekommen iſt), und zweitens traf man die Einrichtung, daß für Requiſitionen (die ſeit der Kontribution wegfallen) den Gläubigern bei der Reichsbank ein Guthaben eingerichtet wird, das zwar erſt ſechs Monate nach Friedensſchluß zur Auszahlung kommt, aber ſogleich von der Société Générale beliehen werden kann. So war für Gegenwart und Zukunft geſorgt, der Maßregel neuen Papiergeldes der Charakter eines vorübergehenden Hilfsmittels völlig genommen und das Land aus dem gröbſten gerettet.

Genau dasſelbe Merkmal wie dieſe Geldſchaffung tragen auch die anderen Maßnahmen der Bankabteilung: daß ſie nämlich deutſches und belgiſches Intereſſe vereinen. Gleich zu Anfang wurde die Überwachung der Banken angeordnet und im Verein damit die Beſchlagnahme der Guthaben feindlicher Länder. Während das letztere vorwiegend im deutſchen Intereſſe geſchah, trifft das erſtere weitaus mehr das belgiſche, in dem es liegt, daß nicht Schiebungen und Geldentziehungen durch fremdes Kapital vorkommen, die dem Inland Werte entnehmen. Aus dem gleichen Grund wurden auch Auszahlungen an Flüchtlinge, abgeſehen von einem reichlichen Reiſegeld für die Rückkehr, verſagt. Schließlich erließ der Generalgouverneur ein Geſetz, nach dem der Generalkommiſſar für die Banken in Belgien (Herr von Lumm) jedes Unternehmen unter Zwangsverwaltung ſtellen kann, das in Kapital oder Leitung mit dem feindlichen Ausland zu tun hat oder den Reichsintereſſen zuwiderläuft. Es iſt das Bezeichnende an dieſer

Verordnung, daß ſie mit keinem Satz von belgiſchen Unternehmungen ſpricht oder ſich in belgiſche Geſchäfte miſcht, kurz: daß ſie belgiſche Unternehmungen nicht mehr als feindliche betrachtet! Das iſt der Geiſt, in dem das okkupierte Belgien regiert wird und als deſſen gewöhnlichen Ausdruck unſere Feinde erſchlagene Greiſe und geſchändete Frauen hinſtellen. Die ſichere Kraft unſerer Okkupationsverwaltung braucht keine Zwangsmaßregeln gegen einheimiſche Induſtrien und Banken (bei denen ja auch nur feindliche Guthaben beſchlagnahmt wurden) und beantwortet die brutalen engliſchen und ruſſiſchen Geſetze, die Auflöſung deutſcher Unternehmungen, Ausſchluß der deutſchen Beteiligten und Vernichtung aller Bücher und Schriften vorſehen, einfach mit der Schaffung von Kompenſationsobjekten, an deren Beſtand nicht gerührt werden ſoll! Nichts von Auflöſung, Konfiskation, Vernichtung — ſondern Beſitznahme, ſolange der Krieg der Gegenſeite wider Privatbeſitz und Einzelvermögen wütet. Was ich einmal für die Tätigkeit des Generalgouverneurs im allgemeinen geſagt habe, trifft im beſonderen auch auf ſeine Bankabteilung zu: es wäre ſo furchtbar einfach, den Beifall unkomplizierter Kraftmeier zu erringen, die glauben, wenn man in der Macht ſei, müſſe ſich das äußern, indem Fetzen fliegen und ſich furchtgebietende Trümmerhaufen anſammeln. In der napoleoniſchen Tonart: die belgiſche Induſtrie hat aufgehört zu exiſtieren! Wieviel ſchwerer und weniger geeignet für Bulletins iſt es, einen unendlich verzweigten Organismus langſam wieder zu beleben, mit nüchternen Maßnahmen vorzugehen und ſchließlich — nicht ein farbiges Bild grandioſer Vernichtung — ſondern das ganz alltägliche eines ordentlichen Wirtſchaftslebens zuſtande zu bringen! Es ſteckt viel Selbſtverleugnung in der Arbeit der Brüſſeler Bankabteilung, die eigentlich die

Lebensmöglichkeit geschaffen hat, dank deren Belgien heute existiert.

Der Generalgouverneur sorgte nicht nur für Geld und Kredit, sondern auch für die, die weder Geld noch Kredit haben. In einer besonderen Verordnung nahm er sich der armen Mieter an, die durch den Krieg mit ihrer Wohnung in Bedrängnis gekommen sind und richtete in jeder Stadt über 20000 Einwohnern Mietsschiedsgerichte ein, besetzt vom Friedensrichter, je einem Vertreter der Mieter und Vermieter und — ohne Advokaten, um so Kosten zu sparen. Für unser soziales Rechtsempfinden ganz am Platz, nicht wahr? Für Belgien ein Sakrileg, so schlimm fast wie die Okkupation! Der Generalgouverneur hat nämlich mit diesem harmlosen Gesetzlein zwei privilegierten Menschenarten heftig auf die Füße getreten, den Grundstück- resp. Hausbesitzern und den Advokaten. Die Hausbesitzer sind in jedem Staat eine einschüchternde Macht, in Belgien aber besonders, wo der Grundbesitz die Wählbarkeit in den Senat erleichtert. Und die Advokaten sind sozusagen die Töchter des Hesperus, in deren Garten die goldenen Apfel der Kammermandate wachsen. Die einen im Mietserträgnis bedroht, um sozialer Empfindsamkeiten willen und die andern aus demselben Grund im Allerheiligsten der Gebühren getroffen! Das Brüsseler Barreau hat ja schon versucht, wenigstens die fetteren Bissen den ordentlichen Gerichten und damit sich zu sichern. Der Generalgouverneur hat dem leider einen Riegel vorgeschoben und seine deutsche Sentimentalität durchgesetzt.

Das heißt: sentimental sind ja die Belgier schon vor einem Jahr geworden, als sie das neue Gesetz über Frauen- und Kinderarbeit beschlossen, wenn sie auch so vorsichtig waren, dessen Inkrafttreten von dem Zeitpunkt abhängig zu machen, an dem

es dem Justizminister gelungen sein würde, die neuen Bestimmungen in das Gesetz vom Jahre 1889 hineinzuarbeiten. Wann das geschehen wäre, ist unsicher; jedenfalls hat es der Generalgouverneur durch den Karlsruher Sozialpolitiker, Geheimrat Bittmann, machen und in Kraft treten lassen. Wenn man den kategorischen Satz über Kinderarbeit: „Es ist verboten, Kinder unter 14 Jahren zur Arbeit einzustellen" liest, klingt das recht entschieden. Es ist nicht so schlimm. Die Belgier haben den beängstigenden Traum, den jeder schon träumte, daß er nämlich gewaltige Schritte mache und doch nicht vom Fleck komme, zu ihrer Beruhigung in die legislatorische Wirklichkeit übertragen. Wenn es ihnen absolut nicht gelang, in einem Gesetz eine weitausholende Bestimmung durch eine andere aufzuheben, so machten sie einfach zwei Gesetze, die einander dann ganz sicher aufhoben. So ist es ihnen denn auch gelungen, die paar noch halbwegs positiven Paragraphen des Kinderschutzgesetzes durch das Volksschulgesetz, das ebenfalls aus dem Mai 1914 stammt, ins Negative, besser: ins Nichts zu verkehren.

Kinder unter vierzehn Jahren dürfen nicht zur Arbeit eingestellt werden! Es sei denn ... Und nun werden die zwei Gesetze so geschickt aufeinander gelegt, wie zwei Schweizer Käseschnitten, daß man am Schluß nichts mehr sieht als lauter Löcher! Das Volksschulgesetz führt nämlich, ebenso kategorisch wie das Kinderschutzgesetz, die allgemeine Schulpflicht vom 6. bis zum 14. Lebensjahre ein. Aber erstens soll der Fortbildungsschulunterricht (vom 12. bis zum 14. Jahr) erst nach und nach, spätestens bis 1920, eingeführt werden. Bis dorthin muß es natürlich den Eltern gestattet sein, ihre Kinder auch schon vor dem 14. Jahr in die Fabrik zu schicken. Sollen sie denn weder in die Schule noch in die Fabrik gehen? Unnütze Brotesser kann man in Industriegegenden am wenigsten

brauchen. Zweitens darf man ſogar unter dreizehn Jahre heruntergehen, wenn der Junge oder das Mädchen ein Zeugnis für Schulbeſuch bis zu dieſer Zeit aufweiſt, ſo daß wir bereits wieder bei Kindern von zwölf Jahren ſind, die gerade ganz eigentlich durch dies Geſetz von der Arbeit ausgenommen werden ſollten. Drittens dürfen beſagte Kinder als Heimarbeiter verwendet werden, aber nur eine beſtimmte Stundenzahl an beſtimmten Tagen unter beſtimmten Bedingungen. Bei uns ſind ſolche Kinder eben einfach in der Schule und daher wirklich von der Arbeit entfernt; außerdem exiſtiert bei uns eine ſtrenge Gewerbekontrolle, ſo daß die Schutzbeſtimmungen nicht nur auf dem Papier ſtehen. In Belgien ſtehen ſie, wie man ſieht, nicht einmal auf dem Papier, und was ſchließlich vor lauter Ausnahmen noch übrig bleibt, iſt wertlos, weil ſeine Durchführung nicht beaufſichtigt wird. Viertens, fünftens und ſechſtens iſt die ganze allgemeine Schulpflicht (und damit die Kinderſchutzgeſetzgebung) hinfällig, weil der Vater ſein Kind nicht zu ſchicken braucht 1. wenn keine Schule im Umkreis von vier Kilometern exiſtiert, 2. wenn die Eltern und Vormünder im Bezug auf den Geiſt ſämtlicher Schulen im Umkreis von vier Kilometern — griefs de conscience, ſchlichte, einfache Gewiſſensbedenken haben! Wer, bei Gott, hätte da nicht Gewiſſensbedenken, angeſichts der Tatſache, daß in die Schule gehen höchſtens etwas koſtet, Kinderarbeit ſchlecht, aber immerhin bezahlt wird? Allerdings wird Vätern mit Gewiſſensbedenken, ebenſo, wie ſolchen, die keinen feſten Wohnſitz haben, alſo Zigeuner oder Scherenſchleifer oder Schirmflicker ſind, befohlen, die Kinder in der Familie oder beim Hauslehrer unterrichten zu laſſen, ein achtungsgebietender Luxus, wie er ſich bei Bergarbeitern und Karuſſellbeſitzern ja ſo oft findet. Des weiteren iſt dem Friedensrichter aufgetragen, be-

ſagte Familienväter mit allen Mitteln der Überredung zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten. Hilft auch dieſe drakoniſche Maßregel nichts, ſo gibt's Strafen von einem bis zehn Franken bei böſem Willen (den einmal einer nachweiſen ſoll!) oder — und das dürfte von den 20 Prozent Analphabeten als faſt zu hart empfunden werden — die Namen der gewiſſensgequälten Väter werden am Gemeindehaus angeſchlagen!

Das ſind ernſtgemeinte Geſetze, über denen man ſich in der belgiſchen Kammer faſt die Köpfe einſchlug und die der Generalgouverneur jetzt in Kraft geſetzt hat. Scherz beiſeite iſt eines natürlich ſehr traurig: daß die Annullierung, die das Volksſchulgeſetz in ſich trägt, den Kinderſchutz völlig illuſoriſch macht. Wenn die Kinder nicht in der Schule ſind — und warum ſollten ſie in der Schule ſein? — werden ſie eben zur Arbeit mißbraucht; Faulpelze kann man nicht brauchen, das iſt ſo klar, daß kein Gewerbeinſpektor dagegen aufkommen kann. Um ſo weniger, wenn er ein Geſetz vertritt, das gar keines ſein will. Heute ſind die zwei Geſetze eingeführt; ob etwas dabei herauskommt, iſt ein bißchen fraglich, auf jeden Fall nehmen ſie ſich neben den eindeutigen, knappen Verordnungen des Generalgouverneurs, bei denen man ſofort Ziel und Abſicht in aller Entſchloſſenheit ſpürt, ſo aus wie ein ſchlappiges Konzept neben der Reinſchrift. Aus den ſchroff und unverſöhnlich einander entgegenſtehenden Anſichten der Parteien iſt nicht ein Neues, Drittes, Mittleres entſtanden, ſondern eine wechſelweiſe Aneinanderreihung entgegengeſetzter Beſtimmungen, eine von links, eine von rechts, eine von links, eine von rechts und ſo weiter, bis das Exempel aufging und Null herauskam.

Der Parteien? Es iſt natürlich einfach, die verblüffenden Ergebniſſe belgiſcher Geſetzgebung darauf zurückzuführen, daß eben ſo unerhörte Gegenſätze, wie ſie Belgien umſchließt, einen

geraden Schritt vorwärts verbieten. Die Klerikalen kämpfen für die geiſtliche, die Liberalen für die ungeiſtliche Schule, von deren Beſuch Gewiſſensbedenken befreien. So etwa obligatoriſcher Unterricht mit fakultativer Benutzung, Quadratur des Kreiſes! Aber die Urſache der Erſcheinungen liegt doch tiefer. Klare Geſetze machen und um ſeiner ſelbſt willen halten kann nur ein Volk, bei dem Staats- und Nationalbewußtſein gleich ſtark ausgebildet ſind. Es liegt in dieſen zwei Tätigkeiten das Bewußtſein und die freiwillige Einſchränkung der Individualität, die ihre notwendigen Formen ſchafft und um des Ganzen willen dann reſpektiert. Die Belgier hatten und haben kein Nationalbewußtſein dieſer Art. Nicht daß ich den alten Gemeinplatz wiederholen wollte: nein, ihr Nationalbewußtſein iſt lediglich Staatsbewußtſein, ihr ſicher vorhandenes Zuſammengehörigkeitsgefühl (ihre Schickſalsgemeinſchaft) iſt völlig auf den état belge gerichtet. Was bei Nationalſtaaten die Folge iſt, die Staatsform, iſt bei ihnen Urſache dieſes Gefühls. Ein Zuſtand, wie ihn Deutſchland während Jahrhunderten erlebt hat, eine völlige Staatsloſigkeit, wäre für ſie unmöglich. Uns fehlte damals die Form, ihnen würde der Inhalt, würde das Volksdaſein überhaupt fehlen. Sie wären Vlamen und Wallonen, aber keine Belgier. Das kommt nun in jedem Akt dieſes Staatsbewußtſeins zum Ausdruck. Bei nationalen Völkern ſchafft das Staatsbewußtſein die Beſchränkungen, und das Nationalbewußtſein hält ſie. In Belgien lebt wohl auch das Bewußtſein der Individualität, die ſich ihre Tafeln aufrichten will, aber damit hört es auch auf: die Selbſtbeſchränkung zugunſten der Blutsgemeinſchaft, das nationale Verantwortungsgefühl, das die ſelbſtgegebenen Geſetze erſt wirkſam macht, fehlt. Daher der höchſt politiſche Drang, daher das rege Parlamentsleben, da-

her die erbitterten Kammerkämpfe, weil wohl die Folgeerscheinungen eines Zusammengehörigkeitsgefühls da sind, aber nicht dessen nationale Ursache. Ein Beispiel: wir haben für die deutsche Volksfamilie ein Haus gebaut, streiten uns erbittert um seinen Ausbau, aber schließlich bleibt uns die Familie und ihr Wohlergehen doch die Hauptsache. Die Belgier, Vlamen und Wallonen, haben ein Haus bekommen, unter der Bedingung, daß sie einander heiraten. Nun ist alles, was ihnen gemeinsam ist, dies Haus, um deswillen sie die Verbindung eingingen, sie denken nur an das Haus, werden Spezialisten für das Haus, sind eigentlich nur da um dieses Hauses wegen (statt umgekehrt), haben eine heiße Liebe zu dem Haus und scheren sich einen Teufel darum, wie es den anderen Bewohnern geht — wenn sie nur weiterhin dieses Haus besorgen dürfen!

Die Belgier haben so etwas wie absolute Politik erfunden. Was nicht sehr verschieden von einer leergehenden Dreschmaschine ist.

Léopold l'Africain und der Kongo.

Die Geschichte des leopoldinischen, des belgischen Kongos beginnt mit einem Brief des belgischen Königs an die Großmächte, der folgenden Satz enthielt: „Diese Kongoexpeditionen dienen einem ausgesprochenen zivilisatorischen und christlichen Zweck: die Sklaverei in Afrika zu vernichten, das Dunkel aufzuklären, das noch über diesem Erdteil liegt. Die Naturschätze festzustellen, die unerschöpflich scheinen, kurz die Güter der Zivilisation auch Afrika zu erschließen. Das ist das Ziel dieses modernen Kreuzzuges!"

Digitized by Google

Dies etwas unmotivierte „kurz", das die Güter der Ziviliſation in ſo enge Beziehung mit den Naturſchätzen brachte, hätte ſtiliſtiſch empfindſame Gemüter ſchon im Jahr 1876 mißtrauiſch machen können. Aber vielleicht war der König Leopold damals noch nicht entdeckt, vielleicht glaubte man dem herrlichen Namen, unter dem im gleichen Jahr ſich die Kongofreunde im Brüſſeler Schloß organiſierten: „Internationale Vereinigung zur Erforſchung und Ziviliſierung von Zentralafrika". Ein gewiſſer Höhepunkt des Schwindels läßt ſich nicht lange aufrechterhalten; ſeine Träger können die Hochſpannung nicht ertragen; auch die Kongofreunde litten unter dem Gegenſatz ihrer traktätchenhaften Firma und den erſten Zehntauſenden geſchlachteter Neger: ſchon im Jahr 1878 warfen ſie den lieben Gott aus der Firma und beſchränkten ſich auf ihre wiſſenſchaftlichen Sehnſüchte; nun hießen ſie „Studiengeſellſchaft für den oberen Kongo". 1882 hatte ſich die Rentabilität der zu ziviliſierenden und ſtudierenden Afrikagegend ſo herrlich herausgeſtellt, daß nun auch das letzte Mäntelchen fallen konnte: es erſchien einfach und ſchlicht die „Internationale Kongo-Geſellſchaft", bis Anfang 1885 der erſtaunten Welt zum erſten Male gezeigt wurde, auch das Gottesgnadentum und der Abſolutismus ſeien fähig, ins Handelsregiſter eingetragen zu werden: König Leopold hatte ſich, im Namen der letzten Kongobilanz, zum Souverän des unabhängigen Kongoſtaats ernannt! Da konnte die Konkurrenz nicht mehr mit.

Der Kongo war ein Privatunternehmen des Königs; den Humbug mit Staat und Souverän hatte der Kluge lediglich inſzeniert, weil er wußte, mit dem Wettbewerb ausländiſcher Kaufleute ſei nicht zu ſpaßen, mit den Großmächten aber jede Düpierung zu erzielen, wenn man ſie nur diplomatiſch und

ſtaatsrechtlich friſiert. War er aber erſt Souverän, ſo konnte er andere Spekulanten, dank ſeinem fürſtlichen Recht, hinauswerfen, ob in der Berliner Kongo-Akte noch ſo ſchön von Handelsfreiheit und dem Verbot jeden Monopols die Rede war. Der Kongo war 23 Jahre lang Leopolds Privatunternehmen, aber es geht nicht an, Belgien völlig von dem freizuſprechen, was ſich 23 Jahre lang im Kongo ereignete. Der Staat Belgien war von vornherein am Erträgnis der Menſchenſchlächterei dort unten beteiligt, er wurde mehr und mehr der Gläubiger ſeines Schweſterſtaats und war ſeit dem Jahr 1889 der offiziell eingeſetzte Erbe des Kongos. Über 100 Kongogeſellſchaften ſcheffelten das Blutgeld nach Belgien und Unzählige, Geldleute, Parlamentarier, Induſtrielle, Politiker ſteckten mehr oder minder geheim einen jährlichen Scheck des unabhängigen Staats in die Taſchen. Die Beſtechung iſt kaum je ſo in großem Stil betrieben worden, wie von der Kongoregierung, die die merkwürdigſten Anſtellungen erfand, um das Zartgefühl der zu Beſtechenden zu ſchonen. Der belgiſche Staat und die belgiſchen Einzelperſonen haben vergnügt eingeſackt, auch in einer Zeit, wo die ganze Welt von dem Völkermord am Kongo widerhallte, und haben dafür ihren Teil der Schuld zu tragen, die ſich 20 Jahre lang aufhäufte, ohne daß in Belgien ein verantwortungsvoller Menſch einen Finger rührte, bis endlich der europäiſche Abſcheu (beſonders die Engländer waren damals weit entfernt, die Belgier ein edles Volk zu nennen) zur Entſendung einer Unterſuchungskommiſſion zwang und deren erſchreckender Bericht die Annexion des Kongos durch den belgiſchen Staat beſchleunigte.

Ich kann nur nach anderen Berichten wieder berichten. Ein Bild des heutigen Belgiens — eine Kalkulation des künf-

tigen — wäre sehr unvollständig, nach der kommerziellen und menschlichen Seite, wenn nicht ein Umriß davon gegeben würde, wie von Brüssel aus Erforschung und Zivilisation nach Afrika getragen wurden. Wie es sich rentierte — obwohl der bedauernswerte Kongostaat andauernd belgische und andere Anleihen aufnehmen mußte, weil nämlich der König das Kapital so schnell wie möglich amortisieren wollte und außerdem schon 1890 einen Vertrag mit Belgien geschlossen hatte, wonach dieses nach 10 Jahren den Kongo annektieren konnte, dann aber seine Forderungen erlöschen, die gepumpten 30 Millionen also restlos in die Tasche des Königs fließen würden — wie sich das Geschäft rentierte, soll eine Tabelle zeigen, von der Josef Hofmiller nach Sir Roger Casements Bericht in einem englischen Weißbuch berichtet:

Produktionswert:	Bezahlung des Eingebornen:
Der Korb Reingummi 1 Pfund 1 Schilling 8 Pence.	Ein Messer im Wert von 6 Pence, wenn man 100 Proz. Transportkosten rechnet
7 Kilo Gummi (Arbeitsertrag von drei Männern) 2 Pfund.	Waren an sich im Wert unter 1 Schilling; Ortswert 1 Sh. 10 Pence
Gibt, da alle 14 Tage sich das Geschäft wiederholt, 26 × 2 = 52 Pfund jährlich.	Waren im Höchstwerte von 24 bis 25 Schilling; Ortswert 2 Pfund 7 Schilling 8 Pence.

Dazu kamen allerdings noch die Ausgaben für Patronen (ein Kongotrust gab allein in drei Jahren 72000 Stück „für Gummigewinnung" aus), gerechtfertigte Ausgaben, wie die Tatsache zeigt, daß die Kongoneger in 4 Jahren um 120 Millionen Mark für Gummi geprellt wurden. Die Gummigewinnung war überhaupt so einfach wie möglich. Man führte für die Eingeborenen einfach Zwangsarbeit ein (nicht nur von Staats- sondern auch von Privatgesellschafts wegen), trug

Digitized by Google

ihnen auf, jährlich eine bestimmte Menge Gummi zu liefern und bezahlte sie in der oben erwähnten Weise. Da die Gummimenge ein wenig zu reichlich bemessen war und die Eingebornen bei der beaufsichtigten Arbeit Gefahr liefen, sich für ein Versehen 100 Stockhiebe und für vorzeitige Erschöpfung eine Patronenkugel zuzuziehen, so entstand eine allgemeine Flucht vor solcher Zivilisation in die Urwälder. Dagegen suchte sich der unabhängige Kongostaat dadurch zu sichern, daß er die Schwarzen in Zwangsansiedlungen trieb, ihnen für gewisse Zeiten ihre Weiber entzog und ihnen durch einige Hungertage die Wahrheit des Worts bewies, das der belgische Ministerpräsident 1903 in der Kammer sprach: „Die Eingeborenen haben auf nichts Anspruch; alles, was ihnen gegeben wird, ist ein wahrer Gotteslohn!" Dafür waren sie auch die einzigen Schwarzen, die einen veritablen weißen König hatten. Nützten diese Maßnahmen alle nichts, gingen die Unbekehrbaren dennoch durch, so versuchte man, solche Gelüste dadurch zu ersticken, daß ausgedehnte Menschenjagden (unter Mitwirkung geschickter Menschenfresser) veranstaltet, die Pflichtvergessenen abgeschossen und den Behörden Leopolds jeweils die rechte Hand als Beweisstück zu den Akten gebracht wurde. Als all diese Greuel europa-notorisch wurden, ließ der König erklären, dies Handabhacken sei eine längst bekannte liebenswürdige Schwäche der Eingeborenen. Aber Edmund D. Morel, einer der besten Kongokenner, erklärt (wieder nach Hofmiller): „Nein, ich behaupte das mit voller Überzeugung: Diese Praktiken, das Heimbringen solcher Trophäen als Zeichen kriegerischer Resultate, waren unbekannt, bis die (belgische) Politik der ‚moralischen und materiellen Regeneration' eingeführt wurde!" Das war die mit belgischen Staatsmitteln betriebene Eingeborenenpolitik in der „plus grande Belgique"!

Die Berliner Kongo-Akte hatte vereinbart, daß im konventionellen Kongobecken unbedingte Handelsfreiheit herrschen müsse, unter Ausschluß aller Handelsmonopole oder -privilegien. König Leopold ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie er die in derselben Akte verlangte Aufhebung der Sklaverei dadurch erzielte, daß er das Système du travail forcé einführte, so bekundete er seine Abneigung gegen Monopole durch Schaffung dreier Zonen. In der ersten und größten hatte nur der Staat – beileibe keine Handelsgesellschaft; hier war Leopold der kaufmännische König, nicht der Königliche Kaufmann – das Recht, Elfenbein und Kautschuk zu gewinnen. Er ließ es zwar durch – man kommt um das Wort nicht herum – privilegierte Gesellschaften ausüben, aber die repräsentierten eben in diesem Fall den Staat. In der zweiten Zone, doppelt so groß wie Belgien (der ganze Kongo ist 76 mal so groß als Belgien), war der Handel frei, gänzlich und völlig frei, so wie es in Berlin ausgemacht worden war. Die dritte Zone endlich war für den Handel ohne weitere Begründung gesperrt. Um aber ein für alle Male sicher zu sein, daß nicht doch irgendwer sich irgendwo festsetzen könnte, hatte Leopold schon 1885 gesetzlich verordnet: „Alles herrenlose Land gehört dem Staat!" Es wurde zwar theoretisch festgestellt, daß das von Eingeborenen besetzte Land nicht als herrenlos gelten solle; das wollte im Kongostaat der Zwangsansiedlungen und Menschenjagden wohl noch weniger heißen, als die Berliner Kongo-Akte. Und noch viel weniger, als im Jahre 1902 das herrenlose Land in einem Umfang von 252000 Kilometern einfach als Kronland erklärt wurde! Das alles ließen sich die Großmächte in lächelnder Nachsicht gefallen. Man versteht die Möglichkeit der leopoldinischen Kongogreuel erst recht, wenn man sieht, unter welch genauem Ausschluß der Offent-

lichkeit, ſozuſagen innerhalb der vier Wände des Königs, ſie vor ſich gingen.

Aber der König war nicht nur Kaufmann, er war auch Landesvater und zwar nicht nur abſoluter, ſondern auch konſtitutioneller. Im Jahr 1889, als die Rentabilität auf die Dauer noch nicht ſo ganz feſt ſtand, ergriff ihn der begreifliche Wunſch, ſeinem geliebten Volk einen Beweis landesväterlicher Huld zu geben, und ſo ſetzte er es teſtamentariſch zu ſeinem Erben ein, an all ſeinen Souveränitätsrechten im Kongo und allen mit ihnen verbundenen Beſitztümern und Vorteilen. Darauf pumpte er ſein geliebtes Volk ein Jahr ſpäter um 25 Millionen an und erlaubte ihm dafür, unter Verzicht auf dieſe Summe und vor allem auf Zinſen, ihn nach zehn Jahren bei lebendigem Leib zu beerben. Fünf Jahre ſpäter, 1895, brauchte der unglückliche Kongoſtaat, deſſen Verdienſte allmählich in die Milliarden gingen, der aber immer auf dem letzten Loch pfiff, eine neue Anleihe und Belgien gab wiederum faſt 7 Millionen zu den gleichen Bedingungen. Der König bot dafür wiederum die Annexion an, Belgien wollte ganz gern, weil der Kongoſtaat ſich verpflichtet hatte, keine anderweitigen Darlehen aufzunehmen, es aber dennoch vergnügt tat — aber die Regierung (am Ende der freundlich anbietende König?) entſchied ſich ſchließlich gegen die Annexion. Als aber 1901 der Termin gekommen war, wo Belgien ſich in den Beſitz des Kongos vertragsmäßig hätte ſetzen können, da wollte auf einmal der Landesvater und Erblaſſer nicht mehr! Das Parlament ſtellte die Rechte Belgiens auf den Kongo feſt, beſtand aber nicht auf ſofortiger Ausübung. Jahre vergingen, bis die Greuel derart zum Himmel ſtanken, daß Abhilfe unumgänglich ſchien, die Unterſuchungskommiſſion wurde entſandt, erſtattete ihren erſchreckenden Bericht und das

Parlament ſah kein anderes Mittel, hier zu helfen, als durch Übernahme der Kolonie. Aber ſiehe da, der König hatte Vertrag und Darlehen von 1890 und 1895 vergeſſen und wies mit der Bitterkeit des enttäuſchten Wohltäters auf ſein Teſtament, als die einzige Quelle belgiſchen Anſpruchs. Ja, er „präziſierte" den teſtamentariſchen Ausdruck von „allen ſeinen Souveränitätsrechten im Kongo und allen mit ihnen verbundenen Beſitztümern und Vorteilen" dahin, daß erſtens die den Eingeborenen zuerteilten Grundſtücke, ſowie die Unterſtützungen philantropiſcher und religiöſer Geſellſchaften zu reſpektieren ſeien (welch ſchlichte Frömmigkeit und Liebe auch zum ſchwarzen Menſchenbruder!), ebenſo aber auch die „Domaine national" und das Kronland! Das war ſtark. Der Umfang des Kronlands iſt bereits erwähnt und der Umfang der Domaine national? Sie umfaßte alle in ſtaatlicher Regie ſtehende Liegenſchaften und Minen und war am ſelben Tage erfunden worden, an dem ſie zum erſtenmal als leopoldiniſches Reſervatrecht und zur Einſchränkung der belgiſchen Teſtamentsanſprüche ans Licht trat. Das war den Belgiern und ihrem Parlament zu viel. Sie hatten alle Kongogreuel in echter landeskindlicher Treue ertragen und als Vandervelde 1903 die gemordeten und geſchändeten Neger vor ihnen auftürmte, hatten ſie ſich ergriffen, aber gefaßt die Naſe zugehalten. Jetzt nahmen die Greuel buchmäßige Form an und außerdem war man Gläubiger für 32 Millionen. Nun begann der Kampf, wie er unwürdiger wohl noch nie zwiſchen einem König und ſeinem Volk geführt worden iſt. Man mache ſich klar: 1889 feierliches, uneingeſchränktes Teſtament; 1890 und 1895 uneingeſchränkter Vertrag, verbunden mit zweimaligem Darlehen; 1903 Enthüllung der Greuel, ohne daß das Parlament Abhilfe geſchaffen hätte; 1906 plötzliche, ein-

ſeitig vom König vorgenommene Einſchränkung des Teſtaments, gänzliches Vergeſſen der zwei Verträge und nun Eingreifen des Parlaments. Die Sache war ſo brenzlich, daß der König einen kleinen Rückzug antrat und die geforderte Reſpektierung der Domaine national und des Kronguts als ſeines Privatbeſitzes durch den Miniſterpräſidenten als recommandations solonnelles, feierliche Empfehlungen (zugunſten ſeines Geldbeutels) erklären ließ. Man verhandelte weiter, aber trotz der Erklärung, ſeine urſprünglichen Forderungen ſeien nur ſeinem treuen Volk feierlich ans Herz gelegte Empfehlungen, beſtand der König auf dem Krongut. Bis — nun bis das Land ihm ſein Teſtament in barem Gelde lombardierte und das landesväterliche Geſchenk mit folgenden Summen bezahlte: 1. Zahlung von 45½ Millionen für die vom Krongut in Belgien (Oſtende, Laeken uſw.) unternommenen Prachtbauten; 2. Zahlung von 50 Millionen an den König, als Dank für die von ihm im Kongo gebrachten Opfer!; 3. Gewährung einer jährlichen Rente von 120000 Franken an den Thronfolger Albert und von 75000 Franken an die Prinzeſſin Clementine; 4. 60000 Franken jährlich für die Verwalter des Kronguts; 5. 75000 Franken für die Miſſionare von Scheut; 6. 400000 Franken jährlich für die Unterhaltung der Kolonialſammlungen in Laeken. Unter der Bedingung dieſer Zahlungen wandte der König, wie ſein letzter Wille ſagt, „ſeinem geliebten Volk die Früchte ſeines Werks" zu. Wahrhaftig, der einzige Menſch, der ſogar noch mit ſeinem Teſtament ein ausgezeichnetes Geſchäft gemacht hat! Ein Jahr nach dieſer Prellung ſtarb er und hätte dann dem geliebten Volk den Kongo, wofür es nun im ganzen 132 Millionen Kapital und 735000 Franken jährlicher Rente gezahlt hatte, koſtenlos überlaſſen müſſen.

Nun ist der Kongo belgisch. Aber ein Kongo, der entvölkert, ausgebeutet, unendlich entwertet ist. Solange Belgien nur Gläubiger und Erbe war, konnte es das vereinfachte Rechensystem nach abgehackten Händen und ähnlichem dulden. Nach der Annexion ging es nicht mehr so recht. So mußte vor allem die Zwangsarbeit, die Leopold in nationalökonomischen Anfällen für eine Steuerart erklärt hatte, abgeschafft werden; heute zahlt der Kongoneger eine Geldsteuer und zwar 5 bis 12 Franken jährlich, es sei denn, er habe mehrere Weiber, die pro Kopf 2 Franken extra kosten. Der Freihandel wurde, wenigstens in Verfügungen, gefördert und so der privaten Initiative ein größerer Spielraum gegeben. Allerdings haben diese Maßnahmen, besonders der Verzicht auf staatlich organisierte Ausbeutung der Naturschätze, das Budget der Kolonie mehr als geschwächt, trotz der sicher anzunehmenden Ersparnis an Patronen. Einst betrugen die Einnahmen aus der famosen Domaine national 17 Millionen; nach deren Aufhebung sind sie verschwunden. Das Budget ist durch die Zahlungen an den König, die dazuhin teilweise nur dem Heimatstaat, nicht der Kolonie zugute kommen, schwer belastet und wies 1913 40 Millionen Einnahmen und 50 Millionen Ausgaben auf, also ein Defizit von 10 Millionen. Die zivilisatorischen und christlichen Erfolge des modernen Kreuzzugs rächen sich schwer. In einer klimatischen Lage, die jede weiße Ansiedlung verbietet, von der Schlafkrankheit verseucht, ohne genügendes Menschenmaterial — und dazuhin noch 23 Jahre Léopold l'Africain — das kann auch die von Natur aus reichste Kolonie entwerten!

Ob Belgien imstande gewesen wäre, den Kongo auf die alte Höhe zu bringen — wer weiß? Aber eins war ihm seit dem 26. August 1908 noch schwerer, wenn nicht unmöglich geworden: neutral zu bleiben! Es ist eine leider wenig bekannte

Tatſache, daß Belgien ſchon 1884, wo es noch gar nicht Beſitzer des Kongoſtaats war, mit Frankreich einen Vertrag ſchloß, der dieſem ein Vorkaufsrecht auf den Kongo einräumte; dieſer Vertrag wurde 1908 nach der Annexion erneuert. Ein Staat, der Kolonialpolitik treibt, alſo eine außereuropäiſche Machtpolitik; ein Staat, der mit einem andern einen Vertrag über einen eſſentiellen Beſtandteil ſeines Gebietes abſchließt, zu ungunſten der andern Garantiemächte ſeiner Neutralität — der hat dieſe eben wie eine läſtige Feſſel abgeſtreift. Das gerade macht die Schweiz, neben ihrer tatſächlichen Kraft, wahrhaft neutral, daß ſie außerhalb ihres Gebietes keine Intereſſen zu verfechten hat, die ſie in die Expanſionspolitik der Großmächte verwickeln könnten. Alles fällt in das gleiche Jahrfünft: Heeresreform, Feſtungsbau, Kolonialerwerb. Die Tatſachen verkehrten ſich völlig in ihr Gegenteil, während Geſetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit ſich forterbten, um endlich von den Tatſachen erſchlagen zu werden.

Fahrt nach Brügge.

Nach Herbesthal drängt ſich die Landſchaft dramatiſch zuſammen, als führe ſie einem gewaltigen Höhepunkt zu. Kaum mit Streifen bebauten Landes, zerklüftet und unfruchtbar, wie die Steinwälle einer rieſigen Feſtung. Werke von Menſchenhand finden nur ſpärlichen Platz und müſſen ſich zur Zerſtreuung bequemen. Die Tunnels bohren ſich in die runzeligen Felsſchichten, enge Taleinſchnitte zwingen die Häuſer, ſich auf dem ſchmalſten Raume vielſtockhoch emporzuſtrecken, damit eine zweite Haustür mit einem Brückchen den nächſten

Felsabſatz erreicht. Fels und Berg und Fluß bedrängen Fabriken und Arbeiterhäuſer; wie unter einem ungeheuren Druck, der alles nach oben ſchiebt, kleben die Siedelungen ſtockwerkartig übereinander; plötzlich gewahrt man ganz oben noch ein Schloß oder ein Hotel, das der Arche Noah gleich auf dem Gipfel ruht. Manchmal kommt eine ausgedehntere Ruhe in die emporgetürmte Landſchaft: weite Raſenflächen um einen Herrenſitz, die alles Grün und alle Beſchaulichkeit an ſich gezogen zu haben ſcheinen, deren dieſer Teil des Hohen Venn und der Ardennen fähig iſt. Dahinter ſtehen und dehnen ſich die Wälder. Und wenn man den Durchbruch nach Lüttich hinter ſich hat und auch die Steige hinauf iſt, breitet ſich ein langweiliges, flaches Land, die lehmige Zone, bis nach Brüſſel hin. Eine dramatiſche Steigerung, auf die eine nahrhafte Banalität folgt.

Die Flachheit Oſtflanderns iſt ganz anderer Natur. Was einem im weſtlichen Brabant wie Armlichkeit erſcheint, wird auf dem Weg nach Gent und Brügge zur Schönheit. Der Schönheit der waſſerreichen, tiefgrünen Ebene, wo ſelbſt der Sumpf noch wie ein Überwuchern von Leben erſcheint. Wären die Wege beſſer, ſo wär' hier das gelobte Land des Autos. Aber wir müſſen von der Straße des Internationalismus, die von Brüſſel nach Oſtende führt, abbiegen, um oben an die Grenze vom holländiſchen Zeeland, nach Selzaete zu kommen, wohin König und Armee nach der Einnahme von Antwerpen flohen. Dendermonde und ſeine Zerſtörungen liegen hinter uns und vor uns liegt das beſtbeſtellte Land, über das der Krieg wegging wie ein Wolkenſchatten. Kaum daß man hier und da einen Landſtürmer gewahr wird, der in Ausübung der Okkupation aus einem Wirtshausfenſter ſchaut. Alle Felder beſtellt (die Saatfrucht hat die deutſche Regierung geliefert),

alle Gewächshäuſer gefüllt, alle Koppeln voll Stuten und Fohlen. Die Engländer haben es ſich während ihrer kurzen Herrſchaft angelegen ſein laſſen, den flandriſchen Pferdebeſtand nach Möglichkeit zu ſchädigen; unſer iſt jetzt die Aufgabe, ihn vor Vernichtung zu bewahren. Trotz allem Pferdebedarf, der durch den Ruſſeneinfall in Oſtpreußen doppelt dringlich wurde, haben wir von Fohlen-Requiſition abgeſehen und gerade die wertvollſten Tiere für Zuchtzwecke geſchont. Während wir zwiſchen den eingezäunten Weiden hinfahren, in denen vor unſerm Motor ein raſendes Wettflüchten entſteht, erzählt mir mein Begleiter eine luſtige Räubergeſchichte aus der engliſchen Statiſtik, die triumphierend feſtſtellte, von den 48000 Pferden, die jährlich in Belgien eingeführt werden, kämen 30000 aus England. Schlußfolgerung: die belgiſche Pferdezucht ſei alſo lediglich eine Filiale der engliſchen, ihr Erfolg ſei engliſcher Erfolg uſw. uſw. Leider verſchweigt der patriotiſche Statiſtiker aber, daß von den 30000 engliſchen Gäulen 22050 beſtimmt ſind, zu — Würſten zu werden und pro Kopf einen Wert von 140 Franken haben! Dieſer ſtatiſtiſche Siegesbericht aus dem Frieden gleicht denen aus dem Krieg aufs Haar.

Die Erde wird immer bewegter, lebendiger, ſchwankender; unſer gepflaſterter Weg iſt das einzige feſte Band in dieſer Waſſerlandſchaft. Die Kanäle werden breiter, Seen verdrängen die Wieſen und ſcheinen doch wiederum Wieſen oder ſeltſame Felder zu ſein, denn ſie ſind über und über mit geſchnittenen Weidenruten bedeckt. Hier iſt die Zentrale der Weidenflechterei. Die glänzend braunen Gerten ſchwimmen gedrängt und zu Hunderttauſenden nebeneinander, heben und ſenken ſich im Atmen der Waſſerfläche wie eine dünne Erdſchicht, ehe ſich die Feſte von den Waſſern geſchieden hatte,

und unter der noch die Entſtehung brodelt und ſchwillt. In Selzaete, wo der Kanal auf holländiſchen Boden tritt, um in die Scheldemündung zu leiten, iſt nicht viel Leben. Schon im Frieden kommen hier kaum 100 Seeſchiffe an, obwohl der Kanal Terneuzen – Gent die kürzeſte Meerverbindung für die gewaltige Induſtriehauptſtadt Flanderns iſt. Oſtende und Seebrügge laſſen Selzaete weit hinter ſich. Das kleine, ſaubere Neſt mit ſeinen niederen Häuſern ſcheint ſich im Seewind zu ducken und wirkt neben der leeren Breite ſeiner Hauptſtraße, die, wie in den meiſten Städten Flanderns, eigentlich ein langer Platz iſt, und ſeines Kanals noch niedriger, faſt wie ein Barackenlager.

Neue Weidenwieſen, dann landeinwärts gewinnt das Land wieder an Feſtigkeit, die Häuſer ſtehen nicht mehr auf Inſeln, ſondern in buſchumrahmten Gärten; hier beginnen die zahlloſen Blumenzüchtereien, in deren Mitte Gent und ſeine Induſtrie gebettet liegen. Den Genter Kanal entlang geht die Fahrt, vorbei an der melancholiſchen Schönheit verlaſſener Landhäuſer, durch lärmende Vorſtadtſtraßen, bis zu dem gewaltigſten Städtebild, das es für mein Empfinden gibt: über die Scheldebrücke den Aufſtieg zum Sankt-Bavo-Platz. Das iſt ein ſolcher Triumph freier Stadtherrlichkeit, wie man ihn ſonſt nirgends erleben kann, dieſe Folge und Steigerung der vier Türme, die hier für Gott und Gent zeugen und trotzen. Erſt Sankt Michael mit dem Prunk der franzöſiſchen Gotik, dann Sankt Nikolaus, uralt, mit Wunden und Narben bedeckt, dann der Belfried, in dem einſt die Sturmglocke Roland hing, und wie ein granitenes Gebirge zum Schluß Sankt Bavo! Man glaubt und man weiß, daß eine Stadt nie vergehen konnte, durch deren Herz dieſe gottgeweihte Vierzahl ragt! Heute ſind die Straßen voll deut-

ſcher Soldaten, ſie ſtehen vor dem Van-Eyk-Denkmal, das in dieſer vornehmen Stadt wie eine peinliche Erinnerung an Brüſſel wirkt, ſie kommen aus den zahlreichen Bureaus der Etappe, die hier ihren Hauptſitz hat, aber nichts hemmt das ſtarke Leben Gents. Die Baumwoll- und Flachsſpinnereien ſind noch im vollen Betrieb, die Univerſität (die endlich von der langerſehnten vlamiſchen Hochſchule erſetzt werden ſoll, wenn eine Einigung, ob Gent, ob Antwerpen, erzielt wird) iſt offen, nur die großen Zementwerke feiern, wie ja auch im Hennegau, wo 10 000 Arbeiter allein in dieſer Induſtrie brotlos ſind.

Wieder den Kanal entlang, ſchon in den matten Farben flandriſcher Abende. Die laute Gegenwartsſtadt verklingt hinter dem fliegenden Wagen, wir wollen noch vor Nacht nach Brügge. Wie ein Traum werden einem ſpäter dieſe Fahrten durch das ſtillſte Land Europas ſein; um uralte, verſunkene Städte brüllt der Krieg, dem die Ingenieure das ſubtilſte Hirn eingeſetzt haben. Menſchen, über denen eine gewaltige Vergangenheit verſteinerte und ſchweigſam ſtehen blieb wie ihre Belfriede; Menſchen, die ſich nicht in die europäiſche Gegenwart finden konnten, weil ſie wie in einem Muſeum immer an ſorgſam gehütete Heiligtümer ſtießen, vor denen man die Stimmen dämpft und den Tag vergißt, ſind durch die hurtigen Schatten unſerer Flieger aufgeſtört worden, ſitzen ſeit Monaten, vom Surren und Dröhnen unſerer Geſchoſſe wie von einem ſtahlgeſchmiedeten Himmel überſpannt, zwiſchen den Trümmern ihrer Geſchlechterhabe. Der Winkel Europas, den alle liebten und ehrten wie die kunſtvolle Gräberſtätte einer gewaltigen Zeit, iſt zum Schlachtfeld geworden und wir fahren nach Brügge, dem Heerlager des Siegers, während eine Autoſtunde weiter weſtlich die Front in flandriſchen Boden verwühlt

iſt. Die Straße ſenkt ſich zur Talfahrt nach Brügge. Ein ſchwerer Kraftwagen überholt uns im wahnſinnigſten Tempo; die elektriſche Deckenlampe zeigt raſch im Vorbeiſauſen eine Offiziersgeſtalt. Wohin? An die Front, kaum noch eine Stunde Fahrt bis in den Erdunterſtand. Eine geſpenſtiſche Allee gibt dem pfeifenden Wagen die Richtung, etwas türmt ſich auf, klotzig und drohend, Laternen blitzen und flammen in Bajonetten weiter: das Genter Tor und die Wache; hier beginnt das Operationsgebiet der deutſchen Armee. Die Päſſe werden geprüft; im Schein unſerer Reflektoren, vor dem gewaltigen Torturm, ſteht plötzlich eine Frau, ein weißes Geſicht, die Haare in die Stirn geſcheitelt, eng in das ſchwarze Tuch gewickelt, wie hineingefeſſelt, ſteht und gleitet in die Nacht. Zwei Matroſen huſchen durch den Lichtkreis, die Brücke dröhnt unter uns, langſam geht's durch die dunklen Straßen. Halt! Goldene Paläſte leuchten matt aus den Schatten, Soldaten geleiten uns in einen Saal, wo die Quartierbillette verteilt werden, goldgepreßte Tapeten mit farbigen Märchenblumen hängen von der Decke, an Stühlen lehnen Gewehre und hängen Torniſter, auf den Prunk der Tapete iſt eine ſaubere Zeichnung, ſchwarz auf weiß, geheftet: der weſtliche Kriegsſchauplatz. Eine Wanduhr ſchlägt neun und durch die ſtille Stadt antworten Glockenſpiel und Zapfenſtreich ...

Auf dem Quartierſchein, ohne den keine Unterkunft zu bekommen iſt, ſtand ſäuberlich, was und wieviel uns zu verabfolgen ſei. Als wir am anderen Morgen durch die Stadt gingen, war der erſte Traum verflogen. Es war immer noch der bannende Gegenſatz zwiſchen Bruges la Morte und dieſem improviſierten Kriegslager, das ſich in die Stadt des 16. Jahrhunderts nicht recht einfügen konnte, ſo daß es immer wieder mit einem komiſchen Schwänzchen hervorſah, wie der

Digitized by Google

zerriſſene Strohſack aus einem Paradebett. Es war wahrhaftig keine Zeit, andächtig zu bewundern; die Gegenwart riß einen an jedem Arm und wies einem die Zeichen der Stunde. Unaufhörlich fuhren die Boten von der Front durch die Tore, von Oſtende und von der Yſer her. Auf dem großen Platz ſtanden in langen Reihen Kraftwagen für Menſchen und Laſten, darunter ein Kölner „Kapellenauto", auch ein Geſchöpf dieſes Krieges, das vorne ein behagliches Kupee mit einem trefflichen Klubſeſſel aufwies, während hinten eine Klappe heruntergelaſſen werden konnte und ſiehe da: ein vollſtändiger Altar war gebrauchsfertig. Vor dem Stadthaus zog die Wache der Marinedivision mit klingendem Spiel auf, Truppen marſchierten von friedensmäßigen Übungen wieder in die Stadt zurück, in allen Kirchen und vor allen Gildehäuſern ſtanden Offiziere, den Baedeker in der Hand. Die Behörden der Okkupationsarmee amten in faſt allen öffentlichen Gebäuden; man ſah kaum einen Zivilmenſchen vor lauter Militär. Die Menſchen in ihren Uniformen verdeckten die Stadt völlig. Da wir mit dem Paß Schwierigkeiten hatten, gab es für uns Zeit genug, Brügge hinter der Okkupationsarmee zu ſuchen. Wir verloren uns in die abſeitigen Gaſſen, die mit ihren Staffelgiebeln wie Verſteinerungen und ohne ſichtbares Leben daliegen. Im Sommer ſitzen hier die Spitzenklöpplerinnen vor den Türen. Wir gingen auf die Wälle und an den Kanälen entlang, immer von einem fernen, regelmäßigen Geräuſch begleitet, deſſen Harmloſigkeit man kaum beachtete. Dann ſtanden wir im Baumgarten des Beginenhofs. Der Brügger Beginenhof iſt ganz anders als der Amſterdamer. Dort die Häuſer mit Rieſenfenſtern, daß ſie Laternen gleichen, mitten in der Stadt, rings um einen Hof, in deſſen Mitte die Kirche ſteht. Hier lieblich und länd-

lich, weit um die Ulmen des Baumgartens geführt, einstöckige, weiße Häuschen, eine friedliche Insel voll Luft und Licht. Und hier kommt man mit einemmale darauf: dies ferne, regelmäßige Geräusch kommt von dem Artillerieduell an der Yser! Krieg und Friede, aufs schneidendste in das Erlebnis einer Sekunde gepreßt: dort an den Fenstern einer uralten Stiftung die weißhaarigen Weiblein, über das Klöppelkissen gebückt, uralte Kunst ausübend, während ihnen von weither das dumpfe Gehwerk einer ungeheuren Uhr, Schlag für Schlag, Schuß für Schuß, die Zeit zuzumessen scheint.

Die Weiblein werfen die Klöppel durcheinander, als dringe kein irdisches Ereignis mehr in das gottselige Verdämmern ihres Lebens. Seltsame Muster entstehen unter den klappernden Stäben, fein wie der Ausdruck von Blutdruckmessungen; es lohnt sich, eine halbe Stunde daneben zu stehen, um den blassen Fäden zuzuschauen. Was hier hervorgebracht wird, ist nirgendwo erreicht außerhalb Flanderns; es ist älter als der Turm von 1398, der vom Minnewater herübersieht. Aber um diese Spinnwebenkunst ist das Leben seit Jahrhunderten stillgestanden, mit ihren Mustern haben sich Lebensbedingungen, Knechtschaft, Armut, heiligenmäßige Entsagung weitergeerbt, die ihresgleichen vielleicht nur in China finden, wie auch die „Valenciennes éternelles", von denen bei vierzehnstündiger Arbeitszeit in einem Jahr 36 Zentimeter entstehen, nur ihresgleichen haben an den winzigen chinesischen Häuschen, in deren Stübchen ein Mädchen sitzt, das an einem Tuch stickt, während auf seiner Schulter eine Biene zittert. Will man alles in ein Beispiel zusammenraffen: das tote Flandern mit seinen schweigsamen Kulturüberlieferungen, das Belgien vor dem Krieg mit seiner sozialen Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit, für alle Landesbewohner ein Stückchen

20. Jahrhundert wohnlich zu machen, — dann muß man zwei Worte über die flandriſche Spitze ſagen. Sie entſteht nur in den Beginenhöfen von Gent, Brügge, Mecheln, Aloſt, den alten flandriſchen und brabantiſchen Städten, oder in den Spitzenſchulen, die den Beginenhöfen angegliedert ſind, von Nonnen geleitet werden, die Mädchen im Alter von ſechs bis ſieben Jahr aufnehmen, ihre völlige Erziehung übernehmen und ſie bis mindeſtens zum 18. Jahr unterrichten. Worin? Man kann ſich das Reſtchen Zeit vorſtellen, das Spitze und Religion übriglaſſen, wenn man weiß, die Mädchen brauchen 5 bis 6 Jahre, um die Valenciennes, 6 bis 8 Jahre, um die Mechelner Spitzen zu erlernen. Alſo ein Studium, wie unſere Gymnaſialzeit. Und was haben ſie dann erreicht? Daß ſie ungefähr 80 bis 100 Zentimeter gewöhnlicherer Spitze täglich (in zehn bis zwölf Stunden) herſtellen können, die ihnen mit ungefähr 90 Centimes bezahlt werden! Alles Rohmaterial, Arbeitszeug, Arbeitsraum, zu ihren Laſten, ohne Alters-, Kranken- und Invalidenverſicherung: ſo ließ der belgiſche Staat eines ſeiner Renommiererzeugniſſe entſtehen! Kam aber die Spitzenklöpplerin, der die herumziehende „Koopvrouw" (Kaufweib) 90 Centimes für das Meter gezahlt hatte, einmal nach Brüſſel, ſo konnte ſie mit Stolz feſtſtellen, daß hier dasſelbe Meter 10 Franken koſtete! Einſatz: eine ganze Jugend, vom ſechſten Jahre ab, keine Schulbildung, ſondern religiös verbrämte Dreſſur auf eine Fertigkeit, zwölfſtündige Arbeitszeit bis zum Armenhaus oder Beginenhof; Gewinn: ein knapper Frank täglich, wenn nicht gar, wie in Ypern und Dixmuiden, Naturalbezahlung! Dies das Schickſal von rund 20 000 Frauen und Kindern in vlamiſchen Landen, während es vor 30 Jahren noch das Schickſal von 150 000 war. Die alte Kunſt der Spitze geht ver-

loren; mag sie's, wenn sie seit Jahrhunderten ihre Muster nur aus armseligen, bleichen, freudlosen Lebensfäden klöppelte!

Bum! Bum! In der blauen Frühlingsferne geht der Kampf weiter. Mitten im Kriegslärm, fast auf dem Schlachtfeld, ist mir eine Friedenssünde der belgischen Regierung in Erinnerung gekommen; an den Ufern einer ihrer Friedenssegnungen, des neuen Kanals und Hafens, der Brügge wieder mit dem Leben verbinden soll. Es will nichts heißen, daß dieser Hafen, auf den die größten Hoffnungen gesetzt wurden, kaum nach seiner Vollendung, von 1912 auf 1913, einen Rückgang von 145 Schiffen aufwies. Aber in dem Widerspruch zwischen modernsten Anlagen und kaum verhüllter Sklaverei, wie er in dem belgischen Brügge vor dem Kriege bestand, liegt ein hauptsächliches Gebreste des Staats, gegen dessen letzten Zipfel unsere Kanonen dort vorn donnern. Unserer Spitzenindustrie geht es wahrhaftig auch schlecht, aber unsere Klöpplerinnen sitzen in den dürftigsten Höhenzügen Deutschlands; hier ist die reichste Landschaft ihre Heimat und dennoch darf Kindern und Frauen Jugend und Leben gestohlen werden, ohne daß ein Pfennig von den Millionen abfällt, die der Staat dicht daneben in Hafenkais vermauert. Das heißt: in Belgien war für jeden schmeichelhaften Fortschritt Geld vorhanden, aber nichts für unscheinbare, ins kleine, einzelne wirkende Fürsorge! Für die Industrie geschah alles, für die diese Industrie tragenden Menschen nichts. Ich habe die Spitzen nur als ein Symptom erwähnt, aber im Gesamtbild des Etat belge erinnern sie mich mehr als je an Spinngewebe, an denen man sieht, wie lange die Stube nicht mehr gefegt worden ist. Heute braust der Sturm durch die zerschlagenen Fenster; es kann in der Wohnung nicht behaglich sein, weder in Brügge noch anderswo. Wir wollten dem Krieg nachfahren und stehen nun plötzlich vor den Schlachtopfern

des Friedens. Ich bin in andern Zeiten oft genug nach Brügge gekommen und habe nur die Denkmale seiner Vergangenheit gesehen. Der Stützpunkt Brügge des deutschen Operationsgebietes hat mich auf die Gegenwart achten gelehrt, weil hier auf einmal statt der Träume der Vergangenheit Zustände und Taten voll Zukunft vor uns hintreten.

Brügger Programm.

In der Liebfrauenkirche zu Brügge liegen Seite an Seite, auf marmornen Sarkophagen, die goldenen Leiber Karls des Kühnen von Burgund und seiner Tochter Maria von Burgund, Gemahlin Maximilians I. von Habsburg. Sie ruhen in den feierlichen Linien der Gotik, mit betenden Händen, die Krone auf dem Haupt und ein goldenes Lieblingstier zu Füßen. Michelangelos Madonna, die in einer benachbarten Kapelle stand, ist vor dem anrückenden Feind gerettet worden. Karl der Kühne und seine Tochter konnten nicht geborgen werden; sie ruhen starr und köstlich wie mit dem Boden verwachsen, zwei prunkvolle Grundsteine einer Geschichte, die jetzt endlich in ihren Erblanden zum Austrag und zur Erfüllung kommt. Wenn keine englische Fliegerbombe ihre geglätteten Gesichter vorher zerstört, können sie den Sieger sich auf ihre goldene Lagerstatt beugen sehen. „Ich hab's gewagt; mög' es gelingen!" heißt der Wahlspruch des letzten Burgunders, der beim größten Einsatz Leben und Krone verlor.

Karl der Kühne war der letzte Herzog aus einem Nebenzweig des französischen Königshauses; seine Tochter Maria heiratete den letzten deutschen Habsburger und wurde die Großmutter Karls V., spanischen Bluts, römischen Glaubens,

französischer Zunge, in dem aber der geschichtliche Gegensatz zu Frankreich, der den Habsburgern trotz Kaunitz bis heute blieb, zum erstenmal zum Sieg über Frankreich wurde. Bis zum Einfall der Revolutionsheere ist das heutige Belgien habsburgisch geblieben, also in der Hand des Feindes von Frankreich; aber als im November 1830 das Königreich Belgien gegründet wurde, hatte Frankreich allen einstigen Staatsangehörigkeiten zum Trotz so gesiegt, daß seine Stammesvettern die Vormacht in dem neuen Gebilde errafften. Es war nur logisch, daß es auch seine Heere waren, die im Jahre 1832 die Holländer zwangen, die niederdeutsche Stadt Antwerpen zu räumen. Die Gründe des französischen Kultur- und Sprachsiegs, der beinahe ein politisch-staatsrechtlicher geworden wäre, hab' ich schon geschildert.

Die zwei goldenen Bilder in Brügge ruhen auf einem Grenzstein der europäischen Geschichte; daß er die Wege nicht endgültig auseinanderzwang, das ist einer der tiefsten Gründe des heutigen Kriegs. Belgier, denen die Verzahnung ihres Staates immer schon brüchig vorkam und die daher festere, innerliche Bänder nachzuweisen suchten, haben die 100 Jahre burgundischer Herrschaft als die geschichtliche Grundlage der belgischen Nationalität in Anspruch genommen; unter stolzem Hinweis auf einstige Herrlichkeit erzählten sie, das Ergebnis der Revolution von 1830 sei lediglich die logische Wiedererrichtung eines zu Unrecht vernichteten Zustands. Deutsche wiederum, die über dem neuen Reich das alte nicht vergessen konnten, hielten den Belgiern den Heiratskontrakt der burgundischen Maria wie eine unbezahlte Rechnung unter die Nase und verlangten sofortige Rückkehr ins Vaterhaus; wenn sie nicht gar auf die merowingische Erbteilung pochten. Über beides ist kaum zu sprechen. Aber aus den Ansprüchen, die beide

Parteien auf die Geſchichte und ihre Schlußfolgerungen machen, geht die eine Tatſache hervor, die mir wichtig iſt: Weſtliche und öſtliche Mächte, germaniſche und romaniſche, begriffen, daß zwiſchen Schelde und Maas ein Fleck Erde ſei, deſſen Beſitz im Daſeinskampf der zwei Völkerfamilien irgendwie den Ausſchlag geben konnte. Gewiß haben weder Burgunder noch Habsburger dieſen großen Zuſammenhang geſehen, als es ihnen auf Hausmacht und Sekundogenituren ankam; aber er iſt immer deutlicher hervorgetreten, war ſchon bei Karl V. bewußt antifranzöſiſch, zog als Leitſtern dem Heer der großen Revolution voran, und beherrſchte Diplomatie und Politik das nun folgende Jahrhundert lang. Er war natürlich nicht die Urſache unſeres heutigen Exiſtenzkampfes; aber ſelbſt wenn Belgien außerhalb dieſes Kriegs geblieben wäre, hätte in der Neugeſtaltung der Welt, die ihm oder — was Gott verhüten möge — einem weiteren folgen muß, nicht die belgiſche, ſondern die deutſch-franzöſiſche Frage zwiſchen Maas und Schelde ihre Löſung gefunden. Daß ſie allmählich eine deutſch-engliſche wurde, iſt eine der ſchlimmſten Kurzſichtigkeiten der Londoner Staatsmänner.

Pitt hat, als er im verhaßten Glanz von Napoleons höchſtem Aufſtieg ſtarb, ein Teſtament hinterlaſſen, in dem zu leſen iſt: Frankreich iſt Englands ewiger, mächtiger Feind und Nebenbuhler, die mächtigſte Monarchie auf dem Feſtland. Es muß bekämpft, beſiegt und von einem Grenzwächter im Weſten bewacht werden: von Preußen, das zu dieſem Amt ſtark gemacht werden ſoll durch die Einverleibung aller deutſchen Lande diesſeits vom Rhein, unter Einſchluß der einſt burgundiſchen Herrſchaften. So Pitt! Napoleon fiel, das Reich entſtand um ein Preußen, an das 50 Jahre vorher noch niemand denken konnte. Nun war Deutſchland die mächtigſte Monarchie des Feſtlandes,

war ſogar eine Seemacht geworden: galt es nun einfach in Pitts Teſtament den einen Namen durch den andern, Frankreich durch Deutſchland zu erſetzen, wenn man das notwendig gewordene neue Rezept für die engliſche Politik wollte? Die Staatsmänner in England haben es getan, indem ſie zwei Dinge überſahen: daß die aggreſſive Tendenz, die nicht nur Pitt den Franzoſen beſcheinigt hat, den Deutſchen fehlt, alſo deren Macht ganz anders bewertet werden mußte und daß die deutſche Macht nicht auf materiellem Reichtum, kluge Diplomatie, hiſtoriſchem Ruf aufgebaut war, alles Dinge, denen ſich entgegenwirken läßt, ſondern auf einer elementaren Kraft, Geſundheit, Kinderreichtum, jungem Appetit, Arbeitsdiſziplin — auf den Eigenſchaften, die die jüngſte Großmacht groß und manchmal unangenehm gemacht haben; das beliebte Wort vom Parvenü paßt nur auf einzelne allzu erfolgreiche Kreiſe. Ein geiſtigerer Entſchluß wär' es geweſen, aus den unterſchiedenen Urſachen unterſchiedliche Schlüſſe zu ziehen; zu erkennen, daß eine gewiſſe Art von Macht, ſo groß ſie ſei, vernichtet werden kann, eine andere aber nicht; daß eine gewiſſe Art nach ſtändigen Beweiſen ihrer Stärke drängen muß, eine andere mit den natürlichen und darum friedlichen Auswirkungen genug hat. Das hätte zum Pakt und der hätte zum Weltfrieden geführt. England hat ſich anders entſchieden; es hat den alten Fehler aller Machthaber begangen, neuen Kräften, die mitwirken wollen, mit Gewalt zu begegnen; es glaubte eben noch den Augenblick erwiſchen zu können, in dem ſich die aufſtrebende Kraft kupieren ließe. Nun muß es die ewig gleiche Folge tragen, daß ihm abgerungen wird, was es in Größe hätte vereinbaren können.

England hat um Belgiens willen in den Krieg eingegriffen. Das iſt keine Frage; aber nicht eines Rechtes oder Unrechtes

wegen, ſondern weil auch es wußte, daß der deutſch-franzöſiſche Gegenſatz – den wir nicht verſchuldet haben – in Belgien an der Scheldemündung ausgetragen wird, daß dort die endgültige Vormacht gekrönt wird. Es hätte einem ſiegreichen Frankreich keinen Fußbreit Erde zugebilligt; es muß, ſolang es Pitt umkehrt und Frankreich zum Grenzwächter gegen das Reich beſtimmt, alles fürchten, wenn Deutſchland über die Maas vordringt. Damit hat es ſelbſt aber uns den Weg vorgeſchrieben: der Hieb iſt die beſte Verteidigung, und wer dem Feind zuvorkommt, hat den Vorteil. Wenn angeſichts einer gewiſſen Stimmung in Deutſchland die Andersdenkenden fragen: „Woher plötzlich dies Bedürfnis? Wer von euch hat vor dem Krieg Belgien anders angeſehen denn als eine feſtſtehende Tatſache, an der nichts zu ändern iſt?“ dann muß man antworten: „Wir haben auch Frankreichs, Englands, Rußlands Friedenswillen als eine feſtſtehende Tatſache angeſehen; haben den Krieg für ein untaugliches Mittel gehalten und den friedlichen Kampf zwiſchen den Nationen ohne neue Verteilung der Erdoberfläche als den Ausdruck unſerer Zeit und Geſinnung empfunden. Heute, trotz allem Spott die Idee des ewigen Friedens im Herzen, wollen wir für jeden kommenden Krieg die verwandten Menſchenleben ſparen, die wir diesmal opfern mußten, ehe wir an den wahren Feind erſt herankamen. Das iſt keine Aufputſchung von Rüſtungsfanatikern, ſondern eine Folge der traurigen Lehre dieſer Zeit: Auch wenn du den ewigen Frieden willſt, mußt du den Krieg vorbereiten.

Was heißt heute noch feſtſtehende Tatſache? Iſt in den phantaſtiſchen Vorſtellungen vom Friedensſchluß, denen unſere Feinde nachhängen, das Deutſche Reich noch eine feſtſtehende Tatſache? Sind die Streitpunkte, um die wir uns vor dem Krieg ſchlugen, noch – ſind die Errungenſchaften im Innern

während des Kriegs ſchon feſtſtehende Tatſachen? Die Zeit hat hinter ſo viele Glaubensſätze ein Fragezeichen gemacht, daß wir berechtigt ſind, vor jedes Dogma hinzutreten: Was biſt du? Mir ſchien und ſcheint kein Recht ehrwürdiger als das von der Heimaterde, aus der jedem Sprache und Art wuchs. Iſt es das höchſte Recht? Entfaltet ſich aus ihm trotz allem der Menſchenanſpruch auf unbedingte Selbſtbeſtimmung? Wir haben dies Deutſchland erlebt, das unter einem ungeheuren Druck ſeine Kräfte zuſammenballte, ſeine Vorräte zählte, ſoziale Unterſchiede ausſchaltete, das plumpe Vorrecht des Reichtums eindämmte, auch den Ärmſten mit Arbeit und Brot bewehrte: höchſte Unterordnung des einzelnen, welche Beſtimmung er ſich ſelber geben mochte, unter das Gebot eines Geſamtwillens. Wo ſind dieſem, als dem Ideal, die Grenzen gezogen? Wir erkennen den berechtigten Geſamtwillen eines Standes, einer Landſchaft oder Stadt, eines Volks, eines Staates an. Nicht auch den einer Raſſe, eines Erdteils, den der Menſchheit? Das hat nichts mit Artung und Sprache zu tun, mit der Haut des Menſchen, wohl aber mit ſeinem Gewand, ſeinem Umgang, ſeiner Marſchrichtung, ſeinen Neigungen: ebenſovielen Ausdrücken ſeiner Selbſtbeſtimmung. Gewiß hat ſich bisher manches als naturnotwendigen Geſamtwillen ausgegeben, was nichts war als abgeſchmackte Tyrannei, milder und deutſcher geſagt: Schulmeiſterei! Aber auf der andern Seite haben falſche Idealiſten jeder Erdkrume ihre Selbſtbeſtimmung zugebilligt, haben das, was im Staat von Geſetzes und Partei wegen längſt als unmöglich verworfen wurde, Staaten und Stätchen erlaubt: ſchrankenloſen Individualismus! Wenn gar nichts mehr half, haben ſie ſich auf den alleinſeligmachenden Begriff des Nationalſtaats zurückgezogen. Sicher, der Nationalſtaat iſt ein

Ideal, ähnlich dem „isolierten Staat" der Nationalökonomen. Aber eine Notwendigkeit war er nur, solange Art und Sprache nach dem Satz: Cujus regio, ejus religio! vergewaltigt wurden und werden. Wenn die Halter der Macht nicht mehr an die Haut der Menschen rühren, kein Gesamtwesen erzwingen, sondern einen Gesamtwillen erziehen wollen, in Art und Sprache keine Gesinnung wittern, sondern selbst lernen, daß anders sein noch nicht Feind sein heißt, wenn nur das Bekenntnis zum Staat als der notwendigen Form zur Aufwärtsbewegung da ist: dann ist die Zeit, wo der Nationalstaat einem größeren und höheren Gebilde Platz machen muß, in dem sich nicht die Nation, sondern die Menschheit spiegelt. Immer gewaltigere Formen eines Gesamtwillens kündigen sich an. Ob sie sich zuerst nach Rassen oder Erdteilen orientieren („Europa den Europäern"; wer weiß, wie lange das noch wie ein Witz klingt?); ob Rückschläge erfolgen, wie wahrscheinlich nach diesem Krieg, der staatsrechtlich vielleicht Zusammenschlüsse, gefühls- und gesinnungsmäßig sicherlich Abgründe zwischen den Völkern Europas schafft; ob der Zusammenschluß unter äußerem Druck oder in freiwilliger Einsicht erfolgt, ist einerlei. Sicherlich kommt die Zeit, wo nationales Fühlen sich äußern wird in dem inbrünstigen Bestreben, die eigene Nation möge der Kernpunkt der größten internationalen Form eines Gesamtwillens sein!

Die wahre Politik ist wie Banquos Spiegel, aus dem die gekrönten Stirnen noch der fernsten Zeiten leuchten. Zurück nun zu heute und morgen, zu „Belgien und was daran hängt", wie der alt gewordene Arndt seinen Aufsatz betitelt hat, in dem er schon im Jahre 1831 vor dem Verlegenheitsgebilde eines neutralen Belgiens als einer Friedensgefahr gewarnt hat. An der Schelde wird der Kampf gegen England und Frankreich

zugleich ausgefochten; hätten wir ihn nicht hingetragen, so hätten's unſere Feinde getan, nicht aus häßlich eigennützigen Gründen, die ſie uns jetzt andichten, ſondern weil für gewiſſe Kämpfe eben gewiſſe Kampfplätze naturnotwendig ſind. Die Lombardei, die Ebenen vor Wien, Oſtpreußen, das Elſaß, Brabant und Flandern: ein Sieg an einer dieſer Stätten bedeutet eben einen ganz beſtimmten Erfolg, der nirgends anders erzielt werden kann. Faſt immer ſind es Grenzſcheiden (nicht immer Grenzländer), dieſe traditionellen Schlachtfelder, ſeltener die Glacis einer ein Land repräſentierenden Stadt; wie alſo kommt Brabant und Flandern zu dieſer blutigen Ehre? Weil dort die Grenze zweier Welten liegt, nein, noch nicht die Grenze, ſondern das Grenzland, das keine dieſer Welten bisher ſich angliedern konnte. Der Neutralitätsvertrag war ja nichts anderes als der Verſuch, den Kampf um das Grenzland zu inhibieren. Man glaubte, Entwicklungen durch Klauſeln hemmen zu können, wie man Kriege durch Paragraphen zu zähmen hoffte. Irgendwo anders, weit hinten neben der Türkei, ſprang der Funke auf, aber die brauſendſte Flamme brach ſofort durch den alten Riß im europäiſchen Gebäude. Sie ſagen, wir hätten einen Vertrag gebrochen; ſollen ſie! Aber es war ein Vertrag wider die Natur, der höchſtens im — Frieden halten konnte! Der uralte Kampfplatz zog die Schwerter an wie der Magnet das Eiſen: Nun wird ſich entſcheiden, weſſen Vorhut künftighin das umſtrittene Grenzland hält!

Wir wollen keine Reunionskammern einſetzen und ſind weit entfernt von der oberflächlichen Annahme, Gebietszunahme ſei ohne weiteres Machtzuwachs. Aber auch für die Deutſchen von heute gilt, was Bismarck am 1. September 1870 in der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung" ſchrieb: „Ruhm- und Eroberungsſucht darf uns nicht leiten, Großmut, wie er uns

vielfach in der ausländiſchen Preſſe angeſonnen wird, ebenſowenig, ſondern lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutſchlands!" Namentlich des Südens, fuhr Bismarck damals fort; kann jemand heute, im neunten Monat des Kriegs, verkennen, was für unſer Leben Rheinland und Weſtfalen und ihre Sicherung bedeuten? Aber wir müſſen heut weiter denken, noch über die Notwendigkeit einer Sicherung hinaus. Nach dem Krieg wird eine Entfremdung der Nationen eintreten; was der Sieger den Beſiegten ſeiner Sicherung wegen auferlegen muß, wird die Entfremdung vielleicht verſtärken. Wenn er — oder ſagen wir ruhig: wenn wir dabei in den Maßen der Notwendigkeit bleiben, die Bismarck umſchrieben hat, ſo wird das auf jeden Fall nicht der Grund der Entfremdung ſein, die aus der Bitterkeit des Mißerfolges heraufſteigt. Wir aber werden durch unſere Sicherung Europa vor neuer, baldiger Kriegsmöglichkeit ſichern und zugleich auf dem Kontinent die erſte Verkörperung eines ſolchen gerechten Geſamtwillens ſein, der einſt der Kern einer europäiſchen Form ſein muß. Nationale Stärkung, um unſer ſelbſt und der künftigen internationalen Einheit willen! Das iſt kein ſchwankendes Weltbürgertum mehr, ſondern die notwendige Ablöſung der Bündnispolitik, die Europa faſt zugrunde gerichtet hat mit ihrem mechaniſchen Zug um Zug. Iſt es weltfremder Idealismus, von Einigkeit in der Freiheit zu reden, während uns Uneinigkeit zu Kampf führt und zu Zwang führen wird? Neue Formen zu bilden hat nur dann Sinn, wenn das Metall kocht und im Fluß iſt. Von dieſen letzten Zielen aus geſehen, ruhen die zwei Erzbilder in Brügge, der Burgunder und die Mutter der Habsburger, auf keinem Grenzſtein mehr, ſondern im Herzen Europas; allerdings werden ſie noch lange auf die geeinigte Wallfahrt warten müſſen, mit betenden Hän-

den, die Krone auf dem Haupt und ein goldenes Lieblingstier zu Füßen. Heut raſt der Mord mit allen Errungenſchaften der Technik, und das Wort „Europa“ klingt ſo ſagenhaft, als ſei's uns nur aus Jupiters Liebe bekannt. Wenn man trotzdem über den Tag und das Jahr, vielleicht über das Jahrhundert hinaus denkt, ſo war es nie berechtigter als heute, wo eine jahrhundertealte Geſchichte der Erfüllung entgegengeht. Nie öfter als an Sterbebetten ertönt das Wort vom ewigen Leben. „Ich hab's gewagt; mög' es gelingen!“

Heimkehr.

Man fährt gewöhnlich mit dem Schnellzug nachmittags um 4 Uhr von Brüſſel ab, wenn man nach Deutſchland will. Am ſpäten Abend erreicht man dann den Schlafwagen in Köln und iſt am andern Morgen in Berlin.

Brüſſel—Berlin! Das iſt heut eine der meiſt befahrenen Strecken. Es iſt ein ewiges Hin und Her zwiſchen den zwei Hauptſtädten. Offiziere, die in Urlaub oder an die Front fahren; Soldatentransporte; Sendboten des Generalgouverneurs oder der Berliner Zentralbehörden. In der Mitte der Fahrt, die man auch abends von beiden Ausgangspunkten antreten kann, liegt der Rhein, den man dann im erſten Morgenlicht überfährt. Köln und Aachen ſind die Städte vieler Beſprechungen geworden, für Leute, die ſich die ganze Fahrt ſparen wollen und einander darum auf halbem Wege entgegenkommen. Für viele iſt die Fahrt Brüſſel—Berlin die einzige Kette ruhiger Stunden, zwiſchen den zwei politiſchen Wirbeln. Welch andern Sinn hat dieſe Strecke gegen früher bekommen ...

Digitized by Google

Vor mir liegt Berlin. In enge Räume gepreßt, in die die telephoniſchen und telegraphiſchen Leitungen von allen Fronten münden, gepeitſcht von den Aufregungen ferner Parlamente und Regierungen, angeſpannt bis zum letzten in der Diſziplin aller Kräfte eines großen Volkes, ſitzen dort Männer, denen die größte Aufgabe und Fähigkeit zugedacht iſt: wiederum das Wort zu ſprechen, auf deſſen Geheiß ſich die Feſte von den Waſſern trennt. Jeder möchte ihnen das richtige ſoufflieren, ſie ſitzen und arbeiten und ringen inmitten des wirren Gerauns von Tauſenden, die ihr Univerſalmittel anpreiſen wollen, das alle Not mit einem Schlag endet. Unaufhörlich kriecht der ſchmale Papierſtreifen unter dem Morſedrucker hervor, der raſtlos und unregelmäßig ſchlägt, wie ein übermüdetes Herz. Zwiſchen einem Schwall von Lügen lebt die kleine Wahrheit, die ſie herausfinden und auf die ſie hören müſſen. Alle Phantaſtereien, wie ſie Falſchheit, Sorge, Angſt, Eigennutz erfindet, wehen durch Ritzen und Spalten herein, die Wohlmeinung wird zum gutmütigen Reittier ſchlechter Gerüchte und trabt täppiſch durch die Ämter. Minutenweiſe verändert ſich die Welt, im Innerſten aufgerührt, als habe nie etwas Feſtes beſtanden. In dieſe Geſpenſterſchlacht geht die Fahrt, ſo nah als möglich ihrem ruhenden, ordnenden, befehlenden Mittelpunkt.

Hinter mir liegt Brüſſel. Was früher, im Königreich Belgien, vollbeſetzte Miniſterien mit Mühe bewältigten, ſchafft heut oft ein einziger Mann mit ein paar Hilfskräften. Jede Woche kommen auf den Ruf des Generalgouverneurs neue Männer, denn die Aufgaben wachſen aus dieſem Land heraus wie Ähren, die eingebracht ſein wollen. Hier wird ohne Ruhepauſe gearbeitet, jeder muß in ſich Fähigkeiten zu Dingen entdecken, an die er früher nie gedacht hätte. Was zuerſt ein Schwert war,

unter das der Krieg dies Land geſtellt hatte, hat ſich längſt zur Pflugſchar, zum Merkurſtab, zum friedlichen Zepter verwandelt. Tauſend Formen nimmt es in den Händen von tauſend Menſchen an, die in Belgien an der Arbeit ſind, — und bleibt doch ſtets das wachende Schwert. Man geht von Bureau zu Bureau und findet überall Menſchen, die am Aufbau ſind, die Zukunft ſchaffen, die helfen wollen. Welche Zukunft? Es gibt heut eine zweite Hauptſtadt Belgiens, die Ypern oder Furnes heißt, und während die Helfer des Generalgouverneurs von Brüſſel aus ein Netz wohltätigen Friedens über das Land breiten, hören ſie bei Weſtwind manchmal die brüllende Disputation vom Yſerkanal über Wert und Dauer ihrer Arbeit.

Wohl dem, der die Zeit hat, einen Tag zwiſchen den zwei Städten, am Rhein, auszuruhen. Am Niederrhein klirrt und hämmert die Kriegswerkſtatt, aber zwiſchen Köln und Mainz iſt Frühling, nur Frühling! Mattes Silber gleitet zwiſchen den graugrünen Hügeln, Dunſt kräuſelt ſich über dem Strom, als habe ſich der Duft der weinenden Reben verdichtet. Die Waſſer tragen für den Sehenden noch die Spiegelbilder der ſchönſten deutſchen Landſchaften, vom Bodenſee, vom Markgräfler Land, vom Elſaß, von der Pfalz. Es gibt keine Fremden faſt in Königswinter, aber aus den benachbarten Dörfern und Städtchen ſind viel feiertäglich gekleidete Menſchen unterwegs, denn geſtern war am ganzen Rhein erſte Kommunion, und heute iſt der hergebrachte Wandertag für Eltern und Kinder. Hinter unſerm Hotel ſteigt der Weg in die Weinberge, hinauf zur Drachenburg. Die Wälder ſind noch ganz licht und loſe, faſt durchſichtig, ſo daß man die weißen Kleider der kleinen Kommunikantinnen nie aus dem Geſicht verliert. Wo die Weinberge aufhören, iſt die erſte Verſammlung von Schieß-

buden und Photographen. Man kann ſich in Zeppelingondeln oder im Sattel bunter Holzeſel photographieren laſſen, wenn man nicht den Weg überhaupt auf einem lebendigen Eſel zurücklegt. Die warten an allen Straßenecken neben ihren Führern und haben rotes Zaumzeug an, das mit Muſcheln beſtickt iſt. Die Luft iſt ſo klar und der Wald ſo hell, daß man keine Einzelheit überſehen kann. An der hinteren Bergſeite ſchnauft eine Zahnradbahn, zierlich wie ein Spielzeug, in die Höhe. In den nackten Waldhallen wimmelt es von Familien, Frauen und Männern in ſchwarzen Kleidern, die ordentlich ſchwitzen machen, die Buben im neuen ſchwarzen Anzug, eine falſche Myrte im Knopfloch, die Mädchen in Weiß mit Kranz und Schleier. Oben bei der Ruine der Drachenburg ſitzen die früher Gekommenen auf der Wirtshausterraſſe, im Geruch eines Ausflugsortes, oder ſtehen in den Mauerlücken und ſchauen übers Land. Die Orientierungstafeln ſind ganz belagert. Die Verwundeten und Geneſenen ſind auch heraufgeſtiegen und ſitzen mit den Mädchen auf den Ausſichtsbänken: ſie erinnern kaum an Krieg; man denkt eher an die friderizianiſchen Soldaten, die manchmal für ein Jahr nach Haus und an die Feldarbeit beurlaubt wurden. Über allem ragt der geborſtene Burgturm, maleriſch und wohlerhalten, als ſelbſtbewußter Beſtandteil der Rheinpoeſie!

So ſteigt der wuſelnde, wimmelnde Berg in die Frühlingsluft, mit der ſchwitzenden Feſtesfreude eines Volks, mit all den bunten Geſchmackloſigkeiten ſeiner Buden, Eſel, Ausſchänke, Denkmäler, Menſchen, mit ſeiner Ruine, wo Vereine Gruppen ſtellen können — deutſcher Frieden im Spaßigen und Starken! Ein Kalvarienberg des billigen Flitters, aber wie die wimmelnden, bis ins kleinſte geſehenen Berge eines Dürerſtichs, an deren Fuße die geiſtige Landſchaft eines Denker-

geſichts ſich erhebt oder der Ritter zwiſchen Tod und Teufel trabt. Die Wälder ſtehen im Saft, die Weinberge blühen, die Familien ſind kinderreich — rings iſt Frieden wie nur je. Unten längs den Rheinufern blitzen die Telephondrähte; vielleicht raſen jetzt eben die Depeſchen über den Draht, den faſt ein blühender Apfelbaumzweig ſtreift, wie die Funken vom Weltbrand; vielleicht iſt auch dies Tal nur Heerſtraße und ſtrategiſche Verbindung. Aber es iſt und bleibt Frieden, und die Drähte ſind nichts anderes als Rinnſale von Frühlingsſonne, Blitze im drohenden Frühlingsgewitter dieſes Feiertags.

Der Tag neigt ſich; kurz vor Mitternacht fährt der Berliner Zug; ein Motorboot ſoll uns über den dämmernden Strom nach Köln bringen. Pflicht und Gewalt dieſer Zeit entläßt keinen länger als für Tagesdauer in den Frieden. Der Rhein hat Hochwaſſer; man ſpürt die Allgewalt der Strömung, als ſchöſſ' er einem Falle zu. Mir fällt auf der dunklen Fahrt der Traum des ſterbenden Hutten ein. Er iſt im Boot und gleitet durch unbekannte Landſchaften. Der ſtrömende Drang des Waſſers führt ihn pfeilſchnell dahin; er kennt nicht Weg noch Ziel. Bis über ihn die Erleuchtung des Träumenden kommt:

Und ich erriet, daß ich den Rhein befuhr,
Ein wenig über ſeinem Sturze nur!

Da bin ich wieder in Vergangenheit und Gegenwart hineingeſtellt; ſeltſam verbinden ſich die Gedanken in abſeitigen Stunden. Der helle Frühlingsberg verſank. Was Hutten im Fieber des Endes träumte, das iſt der Schickſalstraum vor jeder Wende! Weh dem Menſchen oder Volk, denen ſolch traumhafte Erkenntnis nicht gegeben iſt. Ich denke wieder an Belgien und ſeinen Fall. Erriet keiner der Männer, die die Hand

des Reichs zurückſtießen, wohin die Fahrt ging? Spürte keiner die unheimliche Strömung, ein wenig nur über dem Sturz? Keiner, keiner von allen, die wie Kinder auf dem Papier Menſchen und Kanonen und Goldſtangen zuſammenzählten und einander jauchzend das Reſultat zeigten: Untergang des Reichs!? Morgen früh bin ich in Berlin, wo eine andere Rechnung aufgemacht wurde, deren Probe heute ſchon im Oſten und Weſten erbracht iſt. Der Schimmer des rheiniſchen Friedenstags begleitet mich und wird die eiſerne Organiſation verheißungsvoll überglänzen. Ich freue mich zum erſtenmal auf dieſe Stadt, weil dort die Rationen bemeſſen werden, deren Maß vom Armen und Bedrängten genommen iſt; ich freue mich auf die Brotkarte, weil ſie mir verkündigt, jedem werde zu gleichen Teilen aus den Vorratsſcheunen des Reichs zugemeſſen; ich freue mich auf ſie, weil ſie das Symbol des einheitlichen Willens iſt, der Sieg und Aufſtieg erzwingt und der nicht vergehen darf, wenn wir auch im Frieden Recht und Glück jedes Volksgenoſſen wollen.

Belgien liegt hinter mir wie ſchweigſam wartende Zukunft; man empfindet das Unglück ſeiner Gegenwart um ſo tiefer, je ſtärker und unbezwinglicher einen die deutſche Gegenwart umfängt. Ich habe viel geſehen und gelernt, Trauriges, Erfreuliches, Lebenskräftiges, Vorbildliches und Lächerlich-Schädliches; ich habe alles ſo berichtet, wie ich es ſah; unſere Zukunft verlangt, daß wir dies Land ohne Vorurteile und ohne Sentimentalität kennen lernen. Was bleibt nun als letztes? Der Krieg und ſeine Nachwirkungen ſind ſtärker als der beſte Wille man kann mit vollen Händen helfen, wie es der deutſche Generalgouverneur und ſeine Männer tun; eins können ſie nicht geben, das alle Schmerzen ſtillen würde: den Frieden. So bleibt mir zu allerletzt ein Bild, von einer nächtlichen

Rückfahrt durch Aloſt. Die Scheinwerfer des Autos riſſen jede Sekunde neue Dinge aus der Unſichtbarkeit: Häuſer, Gärten, Menſchen, Ruinen. Grell ſtanden ſie für einen Augenblick in dem weißen Licht und gingen wieder unter. Plötzlich ſtand eine zerſchmetterte Hausecke in dem ſauſenden Strahl, ohne Dach und ohne Wände, ein Pfeiler nur noch, und vor ihm ſchwebte mit weitgebreiteten Armen, als gält' es eine Welt tröſtend zu umfaſſen, das Bild des Gekreuzigten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Generalgouverneur	1
König Albert	10
Französische Propaganda	19
Die Beulemans	27
Vlamen und Wallonen	34
Brüssel von heute	43
Das zerstörte Land	54
Der Hafen Antwerpen	62
Die Kohle	71
Ein Kohlenland der Zukunft	80
Arbeiterschaft und Industrie	88
Deutsche und belgische Gesetze	96
Léopold l'Africain und der Kongo	106
Fahrt nach Brügge	116
Brügger Programm	126
Heimkehr	135

Digitized by Google

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Zwischen Krieg und Frieden

Heft 1: G. Irmer, Los vom englischen Weltjoch. 9. Aufl. 80 Pf.
Heft 2: F. v. Liszt, Ein mitteleuropäischer Staatenverband. 6. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 3: A. Dix, Der Weltwirtschaftskrieg. 6. Auflage .. 80 Pf.
Heft 4: H. Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam. 7. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 5: Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Die Reichs- und Staatsfinanzen. 3. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 6: O. Hoetzsch, Rußland als Gegner Deutschlands. 6. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 7: K. Lamprecht, Krieg und Kultur. 6. Auflage .. 1 Mark
Heft 8: J. Rießer, England und wir. 6. Auflage .. 1 M. 20 Pf.
Heft 9: M. v. Brandt, China und Japan. 3. Auflage .. 80 Pf.
Heft 10: E. Dryander, Weihnachtsgedanken in der Kriegszeit. 6. Auflage ..... 60 Pf.
Heft 11: C. Peters, Das deutsche Elend in London. 6. Aufl. 80 Pf.
Heft 12: M. Apt, Der Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. 3. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 13: H. J. Losch, Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens. 3. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 14: E. v. Philippovich, Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. 6. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 15: P. D. Fischer, Der Krieg und der internationale Nachrichtenverkehr. 3. Auflage ..... 80 Pf.
Heft 16: A. Matthias, Krieg und Schule. 6. Auflage .. 80 Pf.
Heft 17: L. Braun, Die Frauen und der Krieg. 6. Auflage 80 Pf.
Heft 18: E. Schultze, Was verbürgt den Sieg? 3. Auflage 80 Pf.
Heft 19: E. Pályi, Deutschland und Ungarn. 3. Auflage 80 Pf.
Heft 20: O. Külpe, Die Ethik und der Krieg. 3. Auflage 80 Pf.
Heft 21: P. Harms, Die Parteien nach dem Kriege. 3. Aufl. 80 Pf.
Heft 22: A. v. Salis, Die Neutralität der Schweiz. 3. Aufl. 80 Pf.
Heft 23: G. Stresemann, Deutsches Wirtschaftsleben. 3. Auflage ..... 1 Mark
Heft 24: A. Schowalter, Buren, Engländer u. Deutsche. 3. Auflage ..... 1 Mark

ook may be kept

89095758041

b89095758041a

Google

89095758041

B89095758041A